K.G.v.STACKELBERG

Ich will zurück nach Deutschland

STEIRISCHE VERLAGSANSTALT GRAZ

K. G. v. STACKELBERG

Ich will zurück nach Deutschland

K. G. von Stackelberg, bekannt als Kriegsberichterstatter und Verfasser von erfolgreichen Büchern, wie „Jagdfliegergruppe G" oder „Legion Condor", hat hier in seinem neuen Buch das Thema des Tages angepackt. Er schildert die Geschichte eines Deutschen, der vom Kriegsausbruch in Singapore, der britischen Metropole Ostasiens, überrascht wird und auf abenteuerlichen Wegen zurück in die Heimat findet.

Hier erlebt ein Deutscher die ereignisreichen Tage vor und nach der englischen Kriegserklärung weitab von der Heimat, und im Verlauf seines abenteuerlichen Weges eröffnen sich Ausblicke in die Konstellation

K. G. v. STACKELBERG ICH WILL ZURÜCK NACH DEUTSCHLAND

Ich will zurück nach Deutschland

K. G. v. ST

Z

Der

K. G. von St
Kriegsberich
von erfolgrei
fliegergrupp
dor", hat hi
das Thema
schildert di
schen, der
Singapore,
Ostasiens,
abenteuerl
die Heim
Hier erleb
nisreichen
englischen
von der H
nes aben
sich Aus

Karl Georg von Stackelberg

Ich will zurück nach Deutschland

K. G. v.

KARL GEORG VON STACKELBERG

Ich will zurück nach Deutschland

Die Geschichte
eines Deutschen, der während des Krieges auf
abenteuerlichen Wegen aus Britisch-Indien
zurück in die Heimat findet

Mit 16 ganzseitigen
Abbildungen

1941
STEIRISCHE VERLAGSANSTALT · GRAZ

Copyright 1940 by Steirische Verlagsanstalt in Graz
Alle Rechte vorbehalten · Printed in Germany
St V A 10 – III b.

Zeichnung des Schutzumschlages von Hans Bauer, Graz
Druck: „Steirerdruck", Steirische Universitätsdruckerei, Graz

Wie dieses Buch entstand.

Ende des Jahres 1939, nach Beendigung des Polenfeldzuges, traf ich in Berlin einen Bekannten. Braungebrannt, jung, frisch und energisch saß er vor mir und erzählte, daß er gerade aus Singapore gekommen sei.

„Aus Britisch-Indien? Wie haben Sie es fertig gebracht, während des Krieges den Engländern durch die Maschen zu gehen und nicht interniert zu werden?"

Wir kamen ins Gespräch und er erzählte von einer Reise, die ihn im Sommer hinauf nach Britisch-Indien, über Port Said nach Singapore und dann weiter nach Holländisch-Indien, nach Batavia geführt hatte, erzählte, wie ihn der Krieg in Singapore überraschte und wie es ihm dann auf abenteuerliche Weise gelang, den Engländern und ihrem Secret Service zu entwischen.

Dieser Bericht war so bunt in seiner Erlebnis- und Reiseschilderung, war so spannend in seinem Fluchtverlauf und spiegelte zugleich so plastisch jenen Geist deutschen Draufgängertums und unverrückbarer Heimattreue wider, wie er gerade jene Deutschen auszeichnet, die in fernen Landen auf Vorposten stehen, daß ich mich sofort entschloß, diesen Bericht in einem Buch festzuhalten.

Es galt, ein Denkmal denen zu setzen, die auch in

diesem Krieg wieder für ihr Deutschtum auf fernem Vorposten wunderbar treu eintraten und die nicht zögerten, auf abenteuerlichen Wegen in die Heimat zu eilen, als das Vaterland wie 1914 wieder Männer brauchte.

Der Mann, dessen Geschichte hier erzählt wird, war einer von vielen, die alles dransetzten, um, koste es was es wolle, nach Hause zu kommen und sich dort als Soldat zu stellen. Viele, viele kamen wie er aus aller Welt, viele, die wegen ihres Deutschtums auch alles, was sie in fernem Land aufgebaut hatten, verlassen mußten.

Froh bin ich, über das Erlebnis des Einzelnen hinaus hier von solchen prächtigen Deutschen berichten zu können, die draußen in friedlichen Tagen durch ihre Persönlichkeit, durch ihr Schaffen und Auftreten für das Deutschtum warben und die sich wieder einmal in kritischen Stunden vorbildlich als Deutsche benahmen.

Die Erzählung, die ich hier nachgeschrieben habe, ist wie ein bunter Roman, der in die Welt Indiens führt, ist ein farbiger Reisebericht von ferner Tropenwelt und zugleich ein Kapitel deutscher Haltung und deutschen Vorpostentums.

Ich habe mir mit Spannung diesen Bericht erzählen lassen, habe mich herzlich gefreut, wie der Erzähler den Engländern entkam, war von der geheimnisvollen Märchenwelt Indiens eingefangen und hoffe, daß der Leser nun die gleiche Freude an dieser Schilderung hat und wie ich stolz ist, von Deutschen zu hören, die draußen ihren Mann stellen und in schweren Stunden zu unserem alten deutschen Worte standen und stehen: Und im Unglück nun erst recht!

Mein Schiff fährt nach Singapore!

Es ist Frühsommer in Deutschland. Es sind die ersten Tage des Juli. Stahlblau wölbt sich der Himmel über grünem Wasser, das von kleinen, weißen Wellenkämmen gekrönt ist.

Ich nehme Abschied vom deutschen Sommer. Mein Schiff fährt nach Singapore, ein schmuckes, deutsches Schiff, das nun für viele Tage meine Heimat sein wird, das wie so viele andere hinausfährt in ferne Lande, im Dienste deutschen Handels und deutschen Weltverkehrs.

Es ist eins von vielen Schiffen, die unter deutscher Flagge die Meere kreuzen und die das hinaustragen, was unser neues Deutschland in rastlosem Schaffen erzeugt. Überall in der Welt sind diese Schiffe Kuriere jenes prachtvollen Willens zum Aufstieg, der das neue Deutschland durchpulst, sie bringen Deutsche hinaus, die draußen auf Vorposten stehen, und tragen Deutsche zurück, die nach vielen Jahren einmal wieder die Heimat sehen wollen. Ein Stück Heimat macht los vom Kai, um Richtung nach Indien zu nehmen.

Musik spielt. Der schlanke Bug des Schiffes zerschneidet das Wasser. Der Schiffskörper zittert ein wenig vom Rumoren der Maschinen. Hamburg verschwindet —

der Hafen bleibt zurück. Leb wohl, deutscher Sommer! Wann werde ich dich wiedersehen, Deutschland, dich und deinen Sommer? Vielleicht werden lange Jahre vergehen, vielleicht —

Winken hin und zurück — ein wenig Wehmut des Abschieds, aber vor mir die große Vorfreude an neuem Erleben — vor mir eine unbekannte Welt. Es geht hinaus, dorthin, wohin schon vor fernen Jahrhunderten die Seefahrer zogen, um Kostbarkeiten heimzubringen, — nach Indien!

Ich stehe an der Reling. Eine leise Brise umfächelt das Schiff.

Neben mir lehnt an der Brüstung eine schlanke Gestalt. Ein kleiner Seitenblick: Ein schmales Mädchenprofil schaut wie ich dorthin, wo das Land verschwindet. Blondes, hellblondes Haar, eine runde, eigenwillige Stirn, eine schmale, vorwitzige Nase und darunter ein lustig geschwungener Mund mit blitzend weißen Zähnen. Braungebrannt ist dieses süße Gesicht, frisch und energisch der Ausdruck, hellblau die Augen, die jetzt ein wenig verloren dort hinüberschauen.

Was mag sie in die Ferne treiben? — Ist auch ihr Ziel Indien? — Niemandem hat sie zum Abschied zugewunken ...

Sie muß wohl gemerkt haben, wie ich sie mustere, denn jetzt macht sie sich los von dem Anblick der verschwindenden Küste und schaut sich ein wenig, so als ob sie mit ihren Gedanken noch ganz woanders wäre, zu mir um. —

Unsere Augen treffen sich für Sekunden, dann dreht

sie sich langsam weg und geht mit langen Beinen und wiegendem Schritt zur Treppe, die hinunter zu den Kabinen führt. — Auf gute Freundschaft, hübsches Mädchen!

Der Himmel ist strahlend blau. Möwen begleiten uns. Gurgelnd und platschend schlägt das Wasser an die Schiffswand: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus", spielt irgendwo Musik.

Mein Schiff durchschneidet rauschend das Wasser, und man könnte stundenlang hier stehen, hier auf Deck unter der Sonne und dem blauen Himmel.

Ich fahre nach Britisch-Indien, nach Singapore, nach Java und seiner Hauptstadt Batavia. Glück zu!

Das Mädchen Till und das blaue Mittelmeer

In Antwerpen haben wir neue Passagiere bekommen. Darunter einen Engländer. Er trägt den „seltenen" Namen Smith. Er spricht nur Englisch, wie alle Engländer. Während der Reise sagte er des öfteren, daß er es nicht nötig habe, eine andere Sprache zu beherrschen, denn Englisch verstehe man auf der ganzen Welt.

Gleich erzählte er uns, daß er Kaufmann sei, Kaufmann in Nottingham, und nach Singapore reise.

Er gefällt mir nicht sehr. Er ist schwatzhaft wie ein Grieche und drängt sich jedem auf. Auch sein Äußeres ist wenig vertrauenerweckend. Er ist lebhaft in seinen Bewegungen, dunkel im Typ, und seine unruhigen, ständig hin und her irrenden großen mattbraunen Augen lassen zusammen mit der Hautfarbe ein Halbblut unter seinen Vorfahren vermuten.

Wie prächtig wirkt gegen ihn unser langer Erster Offizier, dieser blonde Riese von der Waterkant mit seiner Ruhe, seinen bedächtigen Bewegungen und dem klaren, offenen Blick.

Kein Wunder, daß ihm die Frauen nachsehen, wenn er über das Deck geht, und daß bei Tisch der Platz neben ihm zum Gegenstand lebhafter und für die Beobachter

manchmal recht belustigender Kämpfe geworden ist. Dem Wettstreit der Rivalinnen schenkt alltäglich ein großer Teil der Passagiere seine vollste Aufmerksamkeit. —

Das kleine Fräulein aus Leipzig, das als Sekretärin nach Batavia geht, wird immer ganz rot, wenn sie dem blonden Riesen begegnet, und die dicke Holländerin, die nach einigen Monaten Europa-Urlaub zu ihrem Mann nach Soerabaja zurückfährt, wird geradezu lebendig, wenn er sich sehen läßt.

Ja, man beobachtet einander scharf, wenn man tagein, tagaus zusammen auf einem Schiff, auf einem doch verhältnismäßig kleinen Schiff lebt. Man kennt sich schon nach den ersten Tagen so, als ob man bereits Jahre beisammen wäre, und die Planken mit ihrer Begrenzung zwingen, zueinander Stellung zu nehmen.

Ich weiß auch jetzt, wer das schöne Mädchen ist, das beim Abschied von Hamburg neben mir an der Reling stand. Sie heißt Till mit Vornamen und ist die Tochter eines Schweden, der in Singapore lebt. Ihre Mutter ist vor ein paar Jahren dort unten gestorben, und der Vater hat das Mädel zunächst nach Hause geschickt und sie dann für ein Jahr in Deutschland eine Haushaltsschule besuchen lassen. Jetzt fährt sie zurück nach Singapore.

Wir haben also ein gutes Stück Weg gemeinsam. Und wahrhaftig, das freut mich.

Ich weiß überhaupt schon vieles von meinen Mitreisenden.

Ich weiß, daß man den Erzählungen des langen Pom-

mern, der auf Java Administrator einer holländischen Teepflanzung ist und der schon seit mehr als zwölf Jahren in Niederländisch-Indien lebt, nicht so ganz trauen kann, weil seine Phantasie mindestens genau so groß ist wie sein Durst.

Ich weiß vom Ersten Offizier ein kleines Geheimnis: daß er nämlich erst vor vierzehn Tagen in Hamburg ein blondes, frisches Mädel geheiratet hat und infolgedessen auch gegen die heißesten Frauenblicke völlig gefeit ist.

Ich ahne, daß eine mächtige Sehnsucht den jungen Geologen, der nach Sumatra will und der des Abends manchmal etwas melancholisch Geige spielt, zu dem kleinen, schmachtenden Herzen der Sekretärin aus Leipzig zieht. Und sie wird ja schließlich merken, wie hoffnungslos ihre Schwärmerei für unsern Ersten Offizier ist.

Ich weiß schließlich von mir ... nun ja, das Mädchen Till kann es einem aber auch wirklich antun. Sie hat eine dunkle Stimme und mir fällt dabei ein, daß eigentlich fast alle Schwedinnen wie die Garbo sprechen. Sie lacht so strahlend und ihre weißen Zähne blitzen, daß Perlenglanz und Sonnenleuchten dagegen blaß erscheinen — sie ist so gern fröhlich, aber zu gegebener Zeit auch ernst, und man kann mit ihr recht gut über allerlei vernünftige und ernsthafte Dinge sprechen. Mit ihren zwanzig Jahren ist sie zugleich ein Kind und ein fertiger Mensch — das macht wohl, daß sie die Kindheit in den Tropen verlebt hat, die schneller reif werden lassen.

Wenn das Mädchen Till auf der Brücke steht — und sie ist oft dort oben —, dann kann sie sich geben fast wie

die Tochter eines Seeräubers; wenn sie aber abends im Speisesaal erscheint, könnte man glauben, daß sie ihr Leben nur in Salons zugebracht hat.

Morgens ist sie die erste auf Deck. Mit bunten kleinen Strandschuhen schlendert sie über die Planken, lehnt sich irgendwo über die Brüstung und schaut verloren dem Spiel des Wassers zu.

„Sie sehen verdammt hübsch aus", sagte ich an einem solchen Morgen zu ihr. Da lachte sie ein wenig spöttisch und meinte: „So etwas sollten Männer nie sagen, denn das ist ein dummes, abgebrauchtes Kompliment und außerdem eine unnütze Feststellung oder —

„Oder?"

„Oder es kommt vielleicht doch aus dem Herzen. Aber dann braucht es nicht gesagt zu werden, dann merkt man es auch so." — Die letzten Worte lösten sich ein wenig zögernd von ihren Lippen.

Sie spricht fehlerfreies Deutsch mit einem kleinen, kaum wahrnehmbaren Akzent ...

Wir schwimmen jetzt im Mittelmeer. Gibraltar passierten wir gestern. Und da stand ich mit dem Mädchen Till an der Reling. Ihr helles Kleid flatterte ein wenig in der leichten Brise, die eben aus dem Osten kam.

Drohend hob sich der Felsen von Gibraltar aus dem Meer, fast weiß leuchteten die langgestreckten Wälle. Wie lange noch werden sie das Märchen der Unbesiegbarkeit dieses Eckpfeilers britischer Gewalt bewahren?

Das Mädchen Till erzählt, daß sie vor einem Jahr die englische Mittelmeer- und Heimatflotte vereint da

drüben im Hafen gesehen hat. Die Schiffe des Mittelmeergeschwaders seien an ihrem hellen Anstrich zu erkennen gewesen ...

Unser schnelles, schönes Schiff durchschnitt die schmale Wasserstraße zwischen Europa und Afrika, über die hinweg einst Phönizier, Griechen, Römer und Mauren gekreuzt waren. Nun eine englische Straße in ein Meer, das andern gehört.

Es wurde Abend und es kam die Nacht. Die Sterne schimmerten über dem Meer.

Eine Weile hingen wir still unseren Gedanken nach. Die Nacht war wie ein freundlicher Schleier, der sich um uns legte. Die Zigarette leuchtete. Von nirgendsher ein Laut. Nur das Wasser, das vom Schiff durchschnitten wurde, rauschte.

Dieses Meer hier war einst das Becken, in dem die Machtströme Europas zusammenflossen. An seiner Küste entstanden Reiche und vergingen. Hierher zogen deutsche Kaiser in irregeführter Sehnsucht. Hier waren die Reiche der Phönizier, der Griechen, der Römer. In Spanien herrschte ein Karl V., in dessen Reich die Sonne nicht unterging. — Welch große Vergangenheit knüpft sich an dieses Meer und seine Küsten ...!

Ich erzähle fast zusammenhanglos, will dem Mädchen Till nur das nahebringen, was mich bewegt. Ich spreche auch von der Zukunft, von der großen Zukunft, die einst hier vieles verändern wird.

Und das Mädchen Till fragt dazwischen, verständig und klug.

„Dort weit drüben" — und ich zeige ostwärts in

die Nacht, die nirgends Land erkennen läßt — „liegt Italiens Küste. Ich liebe die Pracht dieser Riviera, ich liebe Sizilien ... Vielleicht werden wir in der Ferne Reggio sehen, das südlichste Ende der italienischen Halbinsel ... Wir werden dann Abschied nehmen von Europa, denn Reggio wird der letzte Gruß sein, bevor wir der großen Wüste entgegenfahren ..."

Und ich erzähle von Tagen auf Sizilien.

„... Wir müßten auf der Insel Halt machen können ... Ich möchte dann mit Ihnen nach Taormina fahren ... Dort müßten wir, oben in den Felsen, in einem Hotel wohnen und von der Terrasse hinunter auf das Meer blicken können, müßten um uns die ganze Süße des tausendfachen Duftes von Bäumen und Blüten spüren, müßten des Abends in eine der kleinen Weinschenken schlendern und dann hinauf auf die Spitze des Felsennestes wandern ... Unter uns würden die Lichter leuchten und noch tiefer, ganz unten, würden auf dem Meer mit leisem Schimmern wie Glühwürmchen Schiffe dahinschweben und kleine Kähne, in denen Verliebte sitzen ..."

So flossen uns die Stunden vorbei wie das glucksende Wasser der spiegelklaren See an der Bordwand.

Das Mädchen Till hatte sich in eine Decke gehüllt und war jetzt klein wie ein Kind, dem man Märchen von der Welt erzählt.

Ja, das war gestern.

Als ich heute früh auf Deck kam, war das Mädchen Till schon längst wieder munter und spielte mit dem jungen Geologen etwas nachsichtig Tischtennis. Er sprang

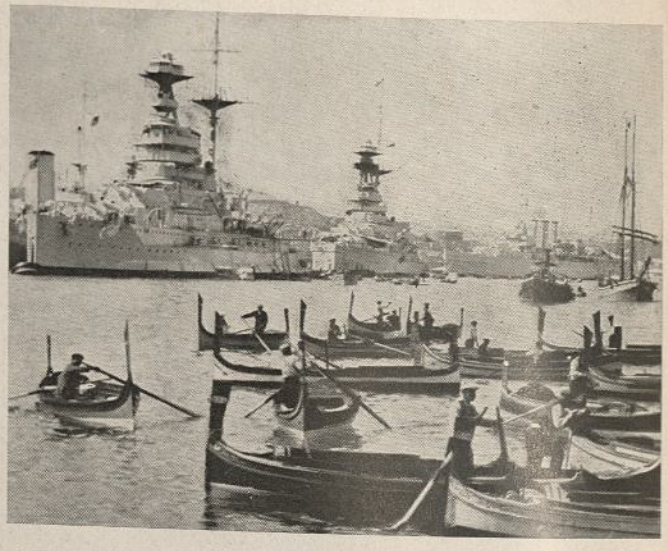
emsig hin und her, lief nach den Bällen, um sie aufzulesen, und hatte einen roten Kopf. Denn das kleine Fräulein aus Leipzig sah zu und da wollte der junge Geologe nicht gerne immerfort geschlagen werden.

Drüben lag Malta, Flottenstützpunkt und Festung zugleich, mit der England — fast genau am halben Weg zwischen Gibraltar und dem Suezkanal — die Meerstraße von Sizilien beherrschen möchte ...

Und dann tauchten in der Ferne die Mauern von La Valetta auf, Maltas Hauptstadt, in der die übereinander getürmten alten, rissigen Basteien und schöne alte Häuser wie eine Tarnung der modernen englischen Befestigungsanlagen wirken.

Im Hafen von La Valetta lagen englische Kriegsschiffe aller Größen und es herrschte da reges Treiben. Ich aber sah mehr auf das Mädchen Till, das neben mir stand.

Drohend hob sich der Felsen von Gibraltar aus dem Meer ...



Englische Kriegsschiffe aller Größen lagen im Hafen von La Valetta...

Der lange Pommer

Der lange Pommer, der Administrator einer Teepflanzung auf Java ist, hat heute seinen schlechten Tag. Er hat schon morgens Whisky getrunken, mehr als gewöhnlich. Er hat ein Gesicht, das so scharf ist wie ein Husarensäbel, und mit seiner gegerbten, blaßbraunen Haut sieht er wie ein Trapper aus Indianerbüchern aus. Seine Augen sind matt, wie oft bei denen, die lange in den Tropen leben. Er ist lang aufgeschossen und auch sein Körper scheint von der Sonne ausgedörrt — seine Hände sind lang und die Haut ist so dünn, daß man glauben kann, die Knochen würden durchstoßen. — Er ist ein Kerl — aber er sitzt nun schon seit mehr als zwölf Jahren auf Java.

Heute beim Mittagessen hat er Geschichten erzählt, bei denen das kleine Fräulein aus Leipzig abwechselnd rot und blaß wurde, und er mußte wohl seine barbarische Freude daran haben, sie zu erschrecken.

„Sie gehen nach Sumatra?" fragte er den jungen Geologen. „Dort hatte ich einmal als Dienerin eine der hübschesten Eingeborenen, die ich je gesehen habe. Sie war noch ganz jung und mir ergeben wie ein Hündchen. Sie liebte mich wohl. Aber auf mein Wort, ich habe mich

kaum um sie gekümmert. Sie hatte ein Goldstück, das war ihr ganzes, kleines Vermögen. Sie verkaufte es heimlich, um mir Medizin zu besorgen, denn ich war zu jener Zeit einmal sehr krank. Sie war immer fröhlich. Sie schlief des Nachts auf einer Matte vor meiner Tür. Ich verbot ihr das, aber sie kam jede Nacht wieder. Sie liebte mich eben.

Bevor sie zu mir als Dienerin kam, war sie mit einem jungen Eingeborenen zusammengewesen. Ich hatte nichts dazu getan, daß sie ihn wegschickte.

Eines Nachts aber wachte ich von einem Knall auf. Eine Kugel hatte, dicht an mir vorbei, in die dünne Wand hinter meiner Lagerstatt eingeschlagen, und als ich auffuhr, verschwand hinter dem Fenstervorhang ein dunkler Kopf.

Meine kleine Dienerin war nach diesem Zwischenfall den ganzen Tag über wie ein verschrecktes Vöglein. Ein paar Tage später fand ich sie eines Morgens tot vor meinem Fenster auf. Sie hatte einen Messerstich im kleinen Herzen. Sie hatte mich wohl des Nachts bewacht und war für mich gestorben ..."

Der lange Pommer räusperte sich, machte eine kleine Pause und sah sich im Kreise um, wie die Geschichte wohl gewirkt habe: „Oh, überhaupt auf Sumatra kann man allerlei erleben. Einem holländischen Bekannten, mit dem ich zusammen im offenen Meer schwamm, wurde wenige Meter neben mir von einem Hai ein Bein abgebissen. Man hörte es richtig knacksen, und dann färbte sich das Wasser blutigrot. Der arme Kerl war bleich wie ein Leintuch, als ich ihn ans Ufer rettete."

Solche Geschichten erzählte er und lachte zuweilen dröhnend dazu, als gäbe er gelungene Witze zum besten. Dazwischen sah er immer wieder seine Zuhörer prüfend an, ob sich in deren Mienen auch die Wirkung seiner Erzählungen recht widerspiegle.

Zu mir gewandt meinte er, und er kniff die Augen zusammen, als wolle er mich auf meine Fähigkeiten abschätzen: „Sie müßten mal mit mir zusammen auf Jagd in den Urwäldern gewesen sein. Auf Jagd! Nicht so wie in Europa, wo man auf Hasen schießt, sondern auf Löwen und Tiger, dort, wo sich die Riesenschlangen träge im dichtesten Gestrüpp ringeln. Ja, auf solchen Jagden kann man sehen, wer ein Mann ist!" —

Und er sah mich dabei ein wenig herausfordernd an. —

Er hatte seinen schlechten Tag, der lange Pommer. Er quälte sich und die andern in voller Absicht, rumorte und schnitt auf, daß es schon lächerlich war.

Den Nachmittag hat er weitergetrunken. Und jetzt sitzt er neben mir auf Deck. Er hat sich neben mich gesetzt, ohne daß ich ihn darum gebeten hätte, und hat seine Flasche mitgebracht. Seine Augen sind noch trüber als sonst.

„Wie alt sind Sie eigentlich?" fragt er.

„Ich werde jetzt dreißig", antworte ich.

„Dreißig werden Sie jetzt — ja, da sind Sie ja noch splitterjung und haben das ganze Leben noch vor sich. — Ich bin nun sechsundvierzig — aber manchmal habe ich das Gefühl, als gäbe es für mich gar nichts mehr, als wäre ich schon ein alter Mann."

Er schweigt eine Weile nachdenklich. Dann fängt er wieder zu reden an, wie im Selbstgespräch:

„Vor zwölf Jahren ging ich nach Java. Ich war frisch und stark wie ein junger Bulle. Ich hatte feste Muskeln und derbe Fäuste und ich wußte damit was anzufangen. In Deutschland war das furchtbare Durcheinander der Nachkriegszeit. Für mich gab es keine Verwendung. Ich war mit einem Mädel versprochen. Wir wollten heiraten — aber ich hatte keine Möglichkeit, mir eine Existenz aufzubauen. Ich ging weg. Das Mädel mußte warten, bis ich zurückkommen und sie holen würde. —

Verdammt, es war kein leichter Abschied! Nicht für mich und wohl auch nicht für sie. —

In Java nahmen mich die Holländer. Ich fing ganz unten an. Schuftete wie ein Tier. Arbeitete mich hoch, Schritt für Schritt. Ist nicht leicht gewesen für einen Deutschen, sich durchzusetzen. Nach vier Jahren war es so weit, daß ich mein Mädel rufen konnte. Sie hatte aber nicht so lange gewartet. Ein Jahr vorher hatte sie einen andern geheiratet. Drei, vier Jahre Warten ist ja auch eine lange Zeit, und ich konnte es ihr nicht einmal übelnehmen. Ich blieb unten in Java, blieb weitere acht Jahre. Bis ich es nicht länger aushielt. Ich mußte doch endlich einmal das neue Deutschland kennenlernen. Ich wollte es mit meinen eigenen Augen sehen, dieses neue, starke, stolze Deutschland, das geworden ist, während ich in der Fremde war. —

Jetzt bin ich also zum erstenmal seit damals in der Heimat gewesen. Zuerst war das für mich so, als sei ich in ein fremdes Land gekommen. Gewiß, ich hatte

aus Zeitungen und durch den Rundfunk die Wandlung in der Heimat aus der Ferne miterlebt — aber dieses Neue — dieser Aufbruch — diese ganze Neugeburt eines Volkes, das ich in seiner schlimmsten Zeit verlassen hatte, das war überwältigend.

Ich bin aus dem Staunen nicht herausgekommen. Bin herumgefahren, war in der alten Heimat oben in Pommern, bin am Ufer der Ostsee gewandert, war im Harz, zog den Rhein entlang, trank Wein, war fröhlich.

Jetzt gehe ich nun zurück. Und es ist mir so, als sei ich ein Soldat, der auf einen Vorposten zurückkehren muß, nicht aber auf einen Vorposten, auf dem man für das eigene Volk Wache hält, sondern im Dienste einer fremden Armee.

Ich bin in holländischen Diensten. Ich bin Gast auf Java, ein Gast, der geduldet wird, weil er zu arbeiten versteht. Man kann mich gebrauchen. Ich arbeite gut. Man wird mich so lange behalten, solange ich gut zu gebrauchen bin. Wofür aber arbeite ich? Damit meine holländische Gesellschaft einen größeren Nutzen hat, damit ich Geld verdiene, mir einen Besitz zusammenarbeite, den ich niemandem vererben kann ..."

Er fährt mit der Hand durch die Luft, als wolle er mit dieser Bewegung vieles wegwischen, greift dann nach dem Whisky. Während er trinkt, sieht er über den Rand des Glases hinaus in die Weite.

„Die Holländer, selbst die Holländer, dieses kleine Volk, sie haben Erde, die sie bearbeiten dürfen, haben weite Kolonien. Wir aber, wir Deutschen?!

Wenn wir draußen sind, dann sind wir Gäste, die

geduldet werden, solange man sie eben gebrauchen kann. Wir haben außerhalb unserer übervölkerten Heimat nirgendwo die Möglichkeit, für unsere Zukunft, für unser Volk und für unsere Nachkommen schaffen zu dürfen.

Als ich jetzt wieder fortfuhr aus Deutschland, als die Heimat hinter den Wellenkämmen versank, da hatte ich plötzlich ein Heimweh, daß ich am liebsten wieder von Bord gesprungen wäre. Und in dieses Heimweh mischte sich die ganze Erkenntnis der Fruchtlosigkeit meines Lebens, diese Erkenntnis, die ich in Java alle die Jahre einsam mit mir herumgetragen habe.

Verstehen Sie das? Verstehen Sie, warum ich trinke? Begreifen Sie, warum ich die ganze vergangene Nacht auf Deck herumgelaufen bin, als wir die letzten Zipfel Europas passierten?

Wenn ich jetzt hinausgehe, dann nehme ich als Halt nur die eine Hoffnung mit, daß ich den Zeitpunkt noch erlebe, an dem wir Deutschen uns wieder das nehmen, was man uns gestohlen hat.

Und dann, dann werde ich noch einmal anfangen, werde wieder jung sein und zupacken, das weiß ich, und dann werde ich wissen, wofür ich schaffe.

Diese Zeit muß kommen und wird kommen!"

Er trinkt aus, steht auf, sieht mich an — so, als wollte er sagen: Aber was rede ich solche Dinge mit dir! Das verstehst du ja doch nicht! — Dann wirft er das Glas über Bord und geht mit langen, schweren Schritten weg.

Oh, langer Pommer, der du aussiehst wie ein Trapper aus alten Indianerbüchern, ich verstehe dich schon, ver-

stehe, warum du deine schlechten Tage hast und mittags dem kleinen Fräulein grausige Geschichten vorlügst, damit du doch so etwas wie Freude daran hast, wenn sie dabei erschrecken.

Mister Smith ärgert mich

Es ist seltsam auf solch einem Schiff, das den Tropen zuschwimmt, durch heiße Tage und laue Nächte. Die Herzen suchen nach Zärtlichkeit und schlagen ein wenig schneller.

Die Geige des jungen Geologen klingt täglich sehnsüchtiger, und er läuft so lange unruhig auf Deck herum, bis er das Ziel seiner Sehnsüchte, das Fräulein aus Leipzig, entdeckt hat und glückstrahlend neben ihr Platz nehmen kann.

Auch die stattliche Holländerin hat eingesehen, daß ihr Bemühen um den Ersten Offizier fruchtlos ist, und hat ihr Herz Mister Smith, dem Kaufmann aus Nottingham, geschenkt. Sie strahlt ihm entgegen, wenn er des Morgens auf Deck erscheint, und wagt die jugendlichsten Kostüme, um zu gefallen.

Nachts wird das Deck erst sehr spät leer, man wandelt umher oder sucht einander, nicht ganz ohne Eifersucht. — Ja, solch ein Zusammenleben auf einem Schiff und die lauen Nächte — sie haben es in sich!

Auch ich bin nicht unbeteiligt geblieben. Ich muß es gestehen, wenn ich ehrlich sein will.

Springe ich morgens aus der Koje, dann denke ich

bereits vergnügt an das Mädchen Till. Ja, ich muß zugeben, daß sie mir nicht gleichgültig ist.

Eben sitze ich auf der Bank, die an der Treppe vom Unter- zum Oberdeck steht, und warte darauf, daß das Mädchen Till vom Essen heraufkommt.

Das ist so eine stille Verabredung, daß wir hier aufeinander warten.

Die Sonne steht hoch am Himmel. Die Luft flimmert vor Hitze und das Meer liegt glatt und müde da, nur widerwillig scheint sich das Wasser vor dem Schiff teilen zu wollen. Unter der heißen Sonne ist eben alles träge, und die Nachmittagsruhe liegt breit und behäbig über Menschen, Schiff und Wasser.

Meine Bank ist schattig, und ich habe die Beine weit von mir gestreckt.

Ich bin so richtig guter Laune und pfeife leise ein Lied vor mich hin, während ich auf das Mädchen Till warte.

Die Holländerin klettert ein wenig pustend die Treppe herauf. Sie trägt einen großen, einen riesiggroßen Strohhut auf dem roten Kopf und kurze Hosen, die ihre starken Schenkel knapp umspannen. Sie sieht recht komisch aus in dieser Aufmachung.

Wenn sie sich jetzt nur nicht zu mir setzt. Ich habe rechte Angst vor ihrer Fülle!

Mit einem Stoßseufzer läßt sie sich neben mir auf der Bank nieder.

Aus irgendeinem Grunde ist die Holländerin aufgebracht. Unruhig blinzelt sie durch ihre blaue Sonnenbrille mal auf mich, dann wieder zur Treppe hin.

Weiß der Teufel, was ihr gegen den Strich gegangen ist. Aber mich geht das ja nichts an — ich bin guter Laune und habe Mittagsruhe.

Und übrigens müssen wir morgen in Port Said sein. Da werde ich mit Till an Land gehen, und wir werden durch die unbekannte Stadt bummeln. Es wird nett werden!

Die Holländerin neben mir setzt schon zum dritten Male zum Reden an. Etwas scheint ihr auf den Lippen zu brennen.

„Na wissen Sie, diese kleine Schwedin — sie läßt aber auch keinen Mann in Ruhe. Sie will anscheinend allen den Kopf verdrehen — —"

Aha, endlich hat sie es heraus. Ich sehe sie ein wenig erstaunt an, aber meine Ruhe ist zu groß, als daß ich mich ärgern möchte. Anscheinend ist die Holländerin eifersüchtig auf Till. — Na schön. —

„Wieso denn?" frage ich nach geraumer Zeit.

„Wieso denn? — Na, gehen Sie mal runter in den Rauchsalon und sehen Sie sich das mit an, wie sie Mister Smith große Augen macht. — Zuerst flirtet sie mit Ihnen, jetzt kann sich der Engländer kaum vor ihr retten, morgen wird sie sich den Kapitän vorknöpfen und übermorgen wieder einen anderen!" —

Sie ist ordentlich aufgebracht, die wackere Holländerin — und ihr voller Mund, der sonst so zart zu lispeln versteht, ist ganz spitz geworden.

„Na, so schlimm wird das ja doch nicht sein", versuche ich etwas spöttisch die Aufgebrachte zu beschwichtigen und für mich selbst denke ich lächelnd: Ausgerechnet mit diesem Smith soll sie flirten? Nee, meine Liebe, das soll ein anderer glauben.

Erst gestern sprachen Till und ich über den Engländer mit dem unruhigen Blick, und wir waren uns darin einig, daß er ganz besonders unsympathisch ist. Und ihr mißfiel er womöglich noch mehr als mir.

„Er wirkt wie ein Heiratsschwindler", hatte Till gesagt, als wir beobachteten, wie er der Holländerin schöne Augen machte und sie ihm verständnisinnig das Lächeln zurückgab.

Nein, auf Till brauchte die da nicht eifersüchtig zu sein. Vielleicht war die Hitze schuld. Diese Temperaturen bringen einen eben auf so seltsame Ideen!

Immerhin bin ich aber schließlich doch aus meiner schönen Ruhe gebracht. Ein wenig ärgerlich stehe ich auf und wandere über Deck.

Warum kommt Till denn nicht herauf wie immer nach den Mahlzeiten?!

Sonst war sie um diese Zeit immer schon da!

Zu dumm!

Ich wandere das Oberdeck entlang, klettere auf die Kommandobrücke, stehe da eine Weile — aber es ist zu heiß hier oben, um es lange auszuhalten.

Unten am Unterdeck ist es schattiger. Ich wandere also vorbei an den Fenstern des Rauchsalons. Drinnen spielt das Radio Tanzmusik.

Klingt nett, die Musik, und dazwischen klingt das Lachen des Mädchens Till. Wie lustig sie lacht!

Unwillkürlich bleibe ich vor der Tür zum Rauchsalon stehen. Sie ist offen. An der Bar putzt der Steward

Gläser und — in einer Ecke sitzt das Mädchen Till mit dem Engländer. Die beiden scheinen sich großartig zu unterhalten, bemerken mich gar nicht und Till lacht fröhlich zu einer Geschichte, die Smith mit rollenden Augen erzählt.

Da kann ich freilich lange oben warten auf unserer Bank! — Aber bitte, meine Gnädigste, suchen Sie sich nur nach freiem Belieben Ihre Partner aus! — Gestern sagten Sie doch noch so etwas, als ob er wie ein Heiratsschwindler aussehe, und heute sitzen Sie mit dem gleichen Herrn vertraut beisammen. — Aber bitte, ich habe nichts dagegen! —

Ich hole mir ein Buch aus meiner Kabine und setze mich damit auf Deck. — Zum Lesen fehlt mir jedoch die richtige Lust und Sammlung.

Ich bin doch nicht etwa auch eifersüchtig? — Aber nein, woher denn — Eifersucht, das kenne ich gar nicht! Wäre ja zum Lachen!

„Wollen wir nicht eine Partie Schach spielen?" rufe ich dem Automobil-Industriellen zu, der nach Niederländisch-Indien fährt, um dort an Ort und Stelle die Exportmöglichkeiten für deutsche Kraftfahrzeuge zu prüfen, und der nun gerade vorbeikommt.

Schön, spielen wir eine Partie Schach. —

Wir gehen vorbei an dem jungen Geologen und dem Fräulein aus Leipzig, die eifrig Ping-Pong spielen, und setzen uns in den Rauchsalon.

Woanders kann man ja nicht Schach spielen. Man soll nur ja nicht denken, daß ich mich Tills wegen hierher setze.

Sie sitzt noch immer mit dem Engländer zusammen. Sie hört ihm zu.

Wie ich hereinkomme, sieht er flüchtig von seiner Unterhaltung auf, streift mich mit einem Blick, der ein wenig triumphierend wirkt, und unterhält sich dann gleich weiter.

Till hat mir wohl zugelächelt — aber ich habe es nicht beachtet.

Wir spielen Schach, da muß man seine Gedanken zusammenhalten.

Till und der Engländer stehen nach kurzer Zeit auf und gehen hinaus. Ein paar Züge später sagt der Industrielle „matt".

„Sie spielen heute aber nicht sehr konzentriert", meint er lachend, denn er freut sich, daß er mich besiegt hat, was ihm sonst selten gelingt.

„Ja, machen wir Schluß für heute!"

Ich gehe in meine Kabine und lege mich in meine Koje. — So eine falsche Hexe! — Aber eifersüchtig bin ich nicht, nein, ganz bestimmt nicht!

Als ich abends, nach dem Abendbrot, auf der Brücke stehe und mir die Abendbrise um die Stirn wehen lasse, kommt das Mädchen Till heraufgeklettert.

„Sie habe ich ja heute nicht ein einziges Mal zu sehen bekommen", meint sie — „und vorhin, im Rauchsalon, haben Sie mich überhaupt nicht angesehen. Sind Sie schlechter Laune?"

„O nein", sage ich etwas steif — „ganz und gar nicht, ich bin glänzender Laune. Aber Sie waren ja so beschäftigt, daß ich Sie nicht stören wollte."

Sie sieht mich ein wenig verständnislos an und dann lächelt sie auf einmal, als ob sie verstünde.

„Aber seien Sie doch nicht dumm! Gehen wir morgen in Port Said zusammen bummeln?"

„Wir? — Ich denke, Sie werden doch lieber mit Mister Smith an Land gehen. Ich bin voll damit beschäftigt, die Holländerin zu trösten!"

„Wie Sie wollen." — Das Mädchen Till hat zwei kleine Falten zwischen den Augen, dreht sich ein wenig zur Seite und schaut zu den Sternen hinauf.

Ich klettere die Treppe hinunter. —

Ich bin doch nicht womöglich doch eifersüchtig?!

Port Said, die Räuberstadt

Wir sind in Afrika. Unser Schiff macht Station in Port Said.

Am Hafen weithin sichtbar das Denkmal des Franzosen Lesseps, der vor siebzig Jahren — nach den Plänen des Wiener Ingenieurs Negrelli — den Suezkanal erbaute. Damals war Frankreich die vorherrschende Macht in Ägypten. Wie schnell wurde es dann von den Engländern abgelöst! — Und so ist dieses Lesseps-Standbild zugleich ein ironisches Denkmal der englisch-französischen Freundschaft und dessen, was sich England für diese Freundschaft von seinem Partner bezahlen ließ ...

Mister Smith, der unweit von mir steht, muß ähnliche Gedanken haben, denn er grinst übers ganze Gesicht, lüftet seine Mütze und winkt zu dem Vicomte de Lesseps hinüber. Vielleicht erinnert sich dabei Mister Smith auch voll Freuden daran, wie spottbillig England seine Suezkanal-Aktien erworben hat ...

Im übrigen wundere ich mich, heute das Mädchen Till nicht an Mister Smiths Seite zu sehen. Sie ist überhaupt nirgends zu erblicken. Aber sonst stehen wir wohl alle an Deck und schauen auf das Gewimmel im Hafen, das zu unserem Empfang immer dichter wird. Europa und

Afrika quirlt dort durcheinander. Teppichhändler kommen in ihren Booten an unser Schiff heran, haben ihre Waren ausgebreitet, und schauen zunächst voll Ergebung nach den Kameras, die gleich in großer Zahl gegen sie gezückt werden; andere Boote drängen sich dazwischen, und sofort entsteht ein Höllenlärm da unten. Port Said empfängt uns in wilder Geschäftigkeit.

Diese Stadt ist wie eine zweifelhafte Kneipe, jederzeit für jeden geöffnet, es kann kommen, wer da will, man wird ihm in die Geldbörse schielen und dann nach Möglichkeit die Taschen leeren.

Die Stadt, als Pförtnerin des Suezkanals, sieht viele, immer neue Gäste, die einander die Türklinke in die Hand geben, Matrosen, die an Land ein wenig Abwechslung suchen, Kaufleute, die hier Station machen, Reisende, die hier vorbei müssen — und Port Said sucht sie alle, so gut es geht, zu bedienen — Schwarze, Weiße und Gelbe.

Simon Arzt öffnet sein berühmtes Warenhaus bereits um drei Uhr nachts, wenn gerade ein großer Dampfer im Hafen anlegt. — Kundendienst, bei dem es keine Ruhe gibt.

Wie ich vom Schiff schlendere und kaum den Fuß auf festen Boden gesetzt habe, da bin ich bereits umringt von einem Knäuel aufgeregter Gestalten.

Ein kleiner, schmutziger Kerl will mir meine Tasche aus der Hand reißen, um sie zu einem Fahrzeug zu tragen, ein arabischer Kutscher zerrt mich am Ärmel und redet auf mich ein. Zu gleicher Zeit hängt sich ein Boy an meine Beine, um mir die Schuhe zu putzen, ver-

Im Hafen von Port Said, weithin sichtbar, das Denkmal des Franzosen Lesseps, des Suezkanal-Erbauers. Damals war Frankreich die vorherrschende Macht in Ägypten...

Teppichhändler kommen in Port Said in ihren Booten an unser Schiff heran und schauen zunächst voll Ergebung nach den Kameras, die gegen sie gezückt werden . . .

sucht mir ein anderer Postkarten aufzuschwatzen, ein dritter Reiseandenken anzudrehen und wieder ein anderer bietet sich mit wildem Kauderwelsch als Fremdenführer an.

Sie alle bemühen sich mit fürchterlichem Radebrechen, meine Nationalität zu erraten — es summt um einen herum — englische, deutsche, arabische, holländische, italienische Laute.

Ein anscheinend biederer Mann in europäischer Kleidung schiebt sich an mich heran. Er spricht deutsch — ziemlich fehlerfrei sogar. Er redet mich sofort als Landsmann an, nimmt mich, so als ob wir schon jahrelang miteinander bekannt seien, zur Seite und macht den Eindruck, als wolle er mich vor der wilden Meute retten.

Ob ich schon wüßte, wo ich wohnen wolle. Er könne mir eine gute und preiswerte Pension zeigen. Wie in einem Paradies würde ich es dort haben, und dabei ganz ohne den sonst überall in ganz Port Said so entsetzlichen Lärm . . .

„Nein, danke, ich will hier gar nicht übernachten — ich wohne auf dem Schiff!"

„Aber —" er zwinkert mit den Augen — „erleben wollen Sie doch sicher was — etwas sehen, wie?" — Er zwinkert nochmals, als könnte er mir die Sünde in Person vorführen.

„Nein, auch das nicht — ich will nur meine Ruhe haben!"

„Aber warten Sie, ich bringe Sie zu einem Kutscher, der Sie herumfährt und dabei nicht betrügt" — und er

zwinkert wieder, wohlwollend wie ein lustiger alter Freund.

Er zerrt mich hin zu einem Pferdewagen, scheucht die Meute mit einem großen Schwall von Worten fort und holt mit einem kleinen Seitenblick auf einen nahenden Polizisten ein kleines Paketchen aus der Hosentasche.

„Das müssen Sie unbedingt haben — tolle Photographien — aber schnell wegstecken, damit sie niemand sieht!"

Ich stecke das Päckchen ein, schon um den Kerl loszuwerden, muß ihm dafür und für seine freundlichen Bemühungen ein kleines Vermögen geben, bin aber froh, dem ganzen Trubel überhaupt endlich entronnen zu sein.

Mein Freund sagt dem Kutscher etwas Unverständliches, klopft dem Pferdchen wohlwollend auf den Rükken, so daß es zu traben beginnt, und winkt, bevor er sich zu neuen Taten dem Hafen wieder zuwendet, gönnerhaft, als müßte ich froh sein, daß er mich auf den rechten Weg brachte.

Ein merkwürdiger Kunde!

Meine kleine Kutsche rollt nun über das Pflaster nach Port Said hinein. Ein Ziel habe ich nicht, vermag auch keines zu nennen, da ich mich mit dem Kutscher ja nicht verständigen kann. Also nur zu, fahren wir ins Blaue. Irgendwo werden wir ja schließlich doch wohl landen müssen.

Port Said scheint mir wie eine junge Eingeborene, die, früh von einem Europäer verführt, auf Abwege

geraten ist und die sich nun in reiferem Alter bemüht, ihren schlechten Ruf zu vertuschen.

Die Verwaltung wacht moralisch darüber, daß Spielhöllen, Lasterstätten und alle die unterirdischen „Geheimnisse" des alten Port Said nach und nach verschwinden.

Am Strand reihen sich in eleganter Pracht die Badehäuser reicher Ägypter, die von Kairo hierher kommen. Die Europäer haben sich stattliche Häuser gebaut, haben sich ihre Klubs und Kasinos errichtet und Kinos rufen mit bunten Lichtreklamen ihre pompösen Namen und Schlager in die hereinbrechende Dunkelheit.

Theater oder Varietés gibt es nicht — für Theater würde man hier wohl auch keinen Sinn haben.

Neben Europäerhäusern und Kinos aber lebt der Orient. In kleinen, winkligen Seitenstraßen quirlt es bunt durcheinander. Frauen mit dunklen Schleiern, die geheimnisvoll alles verbergen, huschen neben anderen dahin, die mit rotgeschminkten Lippen, rasierten Augenbrauen und hohen Absätzen in Paris genau so durch die Straßen wippen könnten.

Ich habe meinen Kutscher entlohnt, da er mich unbedingt vor einer zweifelhaften Pension absetzen wollte, und gehe jetzt gemächlich zu Fuß durch das bunte Treiben. So ein wenig zu Lande bummeln, das tut gut nach dem langen Aufenthalt am Schiff ...

Es ist inzwischen längst Abend geworden. Überall leuchten jetzt Lichtreklamen von Geschäftshäusern und Hotels. Zahlreiche Automobile rauschen über glatten Asphalt — in seinem „offiziellen" Teil ist Port Said

fast europäisch — in den schmalen Seitengassen aber nisten feilschende Juden, munkeln geschäftige kleine Schwindler, kuscheln sich Araber in die Ecken, kommen aus dunklen Höhlen dunkle Gestalten, und über diesem geheimnisvollen Gewimmel des Orients, über dem Durcheinanderweben von verschleierten Frauen und käuflichen Mädchen, über den krassen Gegensätzen von Europäerpalästen und armen Eingeborenengäßchen, über den scharfen Kontrasten von arm und reich, über diesem zusammengewürfelten Vielerlei von Rassen, Leidenschaften, Sprachen und Geschäften steht hell und klar ein weißer, milder Mond, der sein fahles Licht von einem sternenklaren Himmel herunter sendet und geheimnisvolle Reflexe hervorzaubert.

Port Said, es kommt mir vor wie eine Räuberstadt, die artig sein muß.

Als ich in der Nacht wieder auf dem Schiff bin und mich in meiner Kabine zum Schlafen auskleide, fällt mir das kleine Paket in die Hände, das mir mein „Gönner" im Hafen unter unmißverständlichen Hinweisen in die Hand drückte. Ich sehe noch, wie er dabei ängstlich zu dem Polizisten hinüberschielte.

Das müssen ja wohl tolle Bilder sein. — Ich packe das Päckchen aus, nehme das erste Blatt, sehe es mir von vorn und hinten an, hebe es gegen das Licht, untersuche es nochmals gründlich, nehme das nächste Blatt, halte es wieder gegen das Licht — und das dritte genau so.

Dann lache ich auf einmal schallend auf: Großartig, lieber Freund, großartig hast du das gemacht, das mit

den geheimnisvollen Andeutungen und dem ängstlichen Blick zu dem Polizisten hin! Du kennst deine Leute! Und du verstehst sie zu nehmen, wie sie sind, mit ihrer Neugierde und ihren kleinen und großen sonstigen Schwächen!

Statt der vermeintlichen „Wunder des Orients" halte ich nämlich ein Paket mit ganz gewöhnlichen Ansichtskarten in der Hand — so wie man sie überall für ein paar Pfennige kaufen kann!

Suezkanal

Es ist eine seltsame Sache, durch den Suezkanal zu fahren.

Das Wasser ist, wenn die Fahrt nicht gerade durch einen der fünf oder sechs kleinen und größeren Seen des Kanals geht, so schmal, daß sich ein großes Schiff sozusagen durchguetschen muß. Langsam und vorsichtig geht es vorwärts, und man könnte sich während der Fahrt mit den Leuten, die am Ufer stehen, unterhalten.

Man schwimmt — aber man hat das Gefühl, eine große Karawanenstraße entlang zu fahren — eine Karawanenstraße, die zur Abwechslung einmal aus Wasser besteht. Kommt einem ein Schiff entgegen, muß das eine dicht am Ufer festmachen, um das andere vorbeizulassen. Das dauert dann lange Zeit.

Schrittweise tasten wir uns so vorwärts. Müde macht solche Fahrt.

Manchmal begegnet uns ein Segelboot der Eingeborenen. Zerlumpt sind die Segel, das Boot selber scheint morsch und brüchig. Ganz still gleitet es an uns vorüber.

Der 160 Kilometer lange Kanal hat natürlich seine Stationen. Man hat sie an den Seen errichtet, und da stehen dann auf dem versumpft wirkenden Ufer traurig

und trostlos ein paar moderne Häuser und dabei etliche Bäume.

Nur selten gibt es Buschwerk und nur selten sammeln sich Bäume in etwas größerer Zahl.

Die Sonne brennt vom Himmel herab, und die Luft flimmert vor Hitze.

Man bewegt sich mit Vorsicht, denn jede Bewegung kostet Schweiß. Und damit ist man jetzt möglichst sparsam.

Wüste breitet sich auf der einen Seite aus, endlose, weite Wüste, die mit Steppe abwechselt. Die andere Seite ist leicht hügelig.

Aber allem liegt heiß die Sonne, und manchmal schimmert der Sand wie Schnee.

Dann und wann eine kleine Araberhütte. Ab und zu eine kleine Kamelkarawane. Sie ziehen dahin, kommen von irgendwoher aus der Wüste — gehen irgendwohin zu den Märkten.

Eine kleine Familie wandert dahin — mit einem langohrigen Tragesel, den der Mann führt und auf dessen Rücken Frau, Kind und auch noch Last Platz haben. Sie kommen von irgendwoher, wandern irgendwohin. Es sind zeitlose Bilder, die gleichen wie tausend Jahre vorher.

Hinter der kleinen Familie taucht aus dem Sonnendunst eine Reiterabteilung auf. Englisches Militär, das am Ufer entlang reitet, mit blitzenden Waffen und müden Pferden. Diese Abteilung erinnert plötzlich daran, daß hier kein Friede ist, oder jedenfalls nur Friede nach außen hin.

Im Zeitlupentempo zieht die fremde Welt zu beiden Seiten des Kanals vorüber und das Wasser scheint im Sonnendunst, im Brodeln der Hitze mit dem Sand zu verschwimmen.

Dämmerung senkt sich auf die schmale Wasserstraße und auf das eintönige Land an ihren Ufern.

Aber auch der Abend bringt kaum ein wenig Kühlung. Die Erde atmet die sengende Hitze des Tages wieder aus.

Der Whisky ist warm, nichts läßt sich kühl bewahren. —

Suez! — Wir fahren hinaus aus der Enge des Kanals ins Rote Meer.

Man spricht vom Krieg

Während die Küste sich beiderseits vom Schiff entfernt, wird es rasch völlig Nacht.

Ich will an Deck bleiben; denn da ist es bei der Schwüle noch am erträglichsten. Und so setze ich mich auf einen versteckten Platz unter der Brücke.

Ich liebe diesen Platz — man sitzt hier wie ein Einsiedler in einer Ecke. Aber einem leuchten die Sterne, und aus dem kleinen Winkel schaut man in die große Welt des Firmaments.

Ich sitze hier — es ist ganz still auf Deck. Nur die Maschinen stampfen, und von unten klingt leise und fern aus dem Rauchsalon Tanzmusik herauf.

Ich sitze so schon eine ganze Weile. Es ist dunkel ringsumher.

Aber das Deck kommen zwei Menschen. Ich höre ihre Stimmen. Unterscheide das dunkle Organ des Mädchens Till und die etwas ölige Stimme des Mister Smith. Was für ein widerliches Organ der Kerl doch hat!

Sie sprechen englisch.

In eifriger Unterhaltung kommen sie geradewegs auf mich zu, und vor meiner Bank bleiben sie an der

Reling stehen. Sie beugen sich über die Brüstung und haben mich offensichtlich nicht gesehen.

Gerade will ich mich bemerkbar machen, da höre ich, was der Engländer sagt:

„Noch in diesem Jahr wird es zum Kriege mit Deutschland kommen. Sie werden es sehen. Alle Vorarbeiten zielen darauf hin ...

Wenn das englische Weltreich weiter zusieht, wie Deutschland von Jahr zu Jahr stärker wird, wie es äußerlich und innerlich wächst, wie es immer mehr dazu übergeht, die Zügel der Weltwirtschaft in die Hand zu nehmen, dann kann England als erste Macht der Welt bald abtreten. Und das wird man, bei Gott, in London nicht mehr weiter mit ansehen; darauf kann man Gift nehmen! — Die Verhandlungen mit Rußland sind vor dem Abschluß. Sie werden, wie im Weltkrieg, eine undurchbrechbare Einkreisungsfront um Deutschland bringen. Frankreich, England, Rußland, Polen — sie werden den Ring um Deutschland schließen, und die andern werden bald gezwungen sein, in diesen Ring mit einzutreten. — Italien wird sich unter diesen Umständen kaum an der Seite Deutschlands halten. — Ohne großen Aufwand wird man die Deutschen in ihrem eigenen Land ganz einfach verhungern lassen. Jawohl, verhungern ...!"

Das Mädchen Till schweigt zu all dem unentwegt still.

Mister Smith aber spricht schnell und erregt weiter:

„Ein paar Monate wird es dauern, dann muß die Hitler-Regierung in Berlin abtreten, und dann wird ein schärferer Vertrag als der von Versailles dafür sorgen, daß dieser deutsche Unruheherd in Europa endgültig erstickt wird."

Ich höre gespannt dem zu, was der Engländer sagt. — So so, mein Freund, aus diesem Loch pfeifst du, biederer Kaufmann, und das noch dazu, während du Gast auf einem deutschen Schiff bist! — Man wird dir ein wenig auf die Finger sehen müssen!

Und was sagt das Mädchen Till dazu? — Sie schweigt noch immer. Das ist schade; denn wichtiger als Mister Smiths politische Weisheiten würde für mich ihre Meinung sein. Ich will wissen, was man denn eigentlich von dem Mädel halten soll!

Der Engländer fährt fort: „Gerade Sie als Schwedin sollten der baldigen Vernichtung des deutschen Blocks besonders freudig zustimmen, denn die schwedischen Erze stechen den Deutschen schon lange in die Nase, und es wird kaum mehr lange dauern, bis sie sich auch Schweden einverleiben, so wie sie die Tschechoslowakei schluckten."

Da muß ich aber doch im stillen lachen — was der Kerl so alles zusammenschwatzt. Krieg — eine Einkreisungsfront — und was Schweden damit zu tun haben soll?! Rede nur immer weiter, alter Schwätzer!

Du bist kein besonders geschickter Propagandist für dein englisches Weltreich! Überzeugend wirkst du mit deinen Verkündigungen nicht!

Warum aber sagt das Mädchen Till nichts dazu? Was hatte sie doch noch vor ein paar Tagen über Deutschland und ihren Aufenthalt dort alles erzählt, wie begeistert hatte sie von der Heimat und den Menschen

dort gesprochen, und jetzt schweigt sie zu diesem Geschwätz?!

Der Engländer spricht jetzt ganz leise. Ich kann kaum verstehen, was er sagt. Nur Brocken kommen zu mir herüber.

„Schiffsladung — Frachten — die deutsche Handelsschiffahrt... Deutsche und englische Handelsinteressen — —"

Es sind immer nur Bruchstücke, die man verstehen kann — so scharf ich auch aufpasse.

Er fragt das Mädchen etwas — sie antwortet, aber ich kann nicht hören, was sie sagt. Auch mein Name fällt.

Plötzlich wird die Unterhaltung unterbrochen. —

Schritte kommen das Deck herauf. Der Geologe und das Fräulein aus Leipzig machen einen nächtlichen Spaziergang, und die beiden da vor mir werden von dem Paar, das fröhlich plaudert, aus meiner Nähe vertrieben.

Nun ist wieder alles um mich ruhig. Aber mein Abendfrieden ist mir genommen. Dieser Mister Smith beschäftigt mich lebhaft. — Oho, alter Freund, sollte sich hinter der biederen Maske des Kaufmanns aus Nottingham vielleicht ein englischer Frachtspion oder etwas Ähnliches verbergen? — Nun, geschickt ist der Herr jedenfalls bestimmt nicht!

Ich bin ganz wach geworden. — Er war mir doch gleich so unsympathisch, dieser Kerl. Weiß der Teufel, was hinter ihm steckt. Dem werden wir mal auf die Finger sehen!

Ich stehe von meiner Bank auf, gehe etwas spazieren. Ich will mit mir selber ins reine kommen.

Daß der Engländer ein verdächtiger Geselle ist, das ist klar. Darüber brauche ich mir nun eigentlich den Kopf nicht weiter zu zerbrechen. Der Mensch treibt dunkle Geschäfte. Gewiß!

Was aber hat die Schwedin damit zu tun? — Wie ist ihre ganze Haltung zu erklären — warum sprach sie neulich noch so abfällig von dem Engländer und ist jetzt ständig mit ihm zusammen — warum erzählte sie so begeistert von Deutschland und hört sich jetzt solches Gerede an, ohne zu widersprechen?

Das alles ist sehr merkwürdig und ich kann noch lange nicht einschlafen, weil mir das alles durch den Kopf geht.

Krieg? — Und warum? — Nur deshalb, weil wir Deutschen tüchtig sind, weil wir arbeiten und weil wir unser Recht und genügend Raum haben wollen für unsere Menschen? — Krieg aus dem gleichen Grunde wie 1914, weil es die Engländer nicht dulden wollen, daß neben ihnen noch ein anderes großes Volk sein Lebensrecht verlangt?

Ob das alles nur Geschwätz war, oder ob der Kerl wirklich mehr weiß als andere? — Das alles, was er da über Englands kriegerische Absichten sagte, klang so bestimmt!

Nein, ich kann lange nicht einschlafen, und in meine Gedanken mischt sich immer wieder die Frage: Was ist mit dem Mädchen Till? Sollte ich mich in dem blonden Nordlandkind so getäuscht haben?

Das will ich nicht glauben. Wenn ich nur an ihre Augen denke.

Aber es spricht doch alles gegen das Mädchen Till! Ich weiß nicht, was ich von ihr denken soll.

Es ist heiß. Das Kissen klebt und das Laken ist feucht vor Schweiß. Die Luft steht still und die Nacht ist wie der Tag — ein brodelnder Dampfkessel.

Mister Smith ist hereingefallen

Die Geschichte mit dem geheimnisvollen Engländer — und das Gespräch von gestern abend, dessen unfreiwilliger Zeuge ich wurde, lassen mir noch immer keine Ruhe.

Es wird wohl das beste sein, wenn ich die ganze Angelegenheit mit meinem Freund, dem Ersten Offizier, bespreche, der darüber ja informiert werden muß.

Morgens bin ich dem Mädchen Till gleich auf Deck begegnet. Sie kam mir mit ihren bunten Schuhen, braungebrannt und munter entgegen, heiter und unschuldig wie ein Maienmorgen, als ob es in der ganzen Welt niemals einen Mister Smith gegeben hätte.

„Guten Morgen!" rief sie mir schon von weitem vergnügt zu und lächelte, als wäre zwischen uns alles in bester Ordnung.

Ich habe diesen Gruß sehr steif erwidert und wollte weitergehen.

„Aber machen Sie doch kein so böses Gesicht", rief sie, „es ist doch ein so strahlender Tag!"

Ich verstand diese Fröhlichkeit nicht und machte eine knappe Verbeugung, um weiterzugehen.

Sie sah auf einmal ganz ernst aus und ein wenig

hilflos wie ein Kind, das nun auf einmal nicht weiter weiß.

„Hören Sie, seien Sie nicht dumm, das alles ist doch nur ein Mißverständnis", sagte sie.

Ich tat, als ob ich nicht begriffe. „Wieso ein Mißverständnis — ich wüßte nicht, was zwischen uns zu Mißverständnissen Anlaß geben könnte!"

Ich setzte meinen Spaziergang fort. Sie ging neben mir her. —

„Aber hören Sie doch — ich muß unbedingt mit Ihnen sprechen. Es ist wirklich wichtig. Machen Sie doch keine Geschichten!" Ihre Stimme klang bittend und ein wenig erregt, und es schien fast so, als ob hinter ihrer bisher zur Schau getragenen Fröhlichkeit die Tränen stünden.

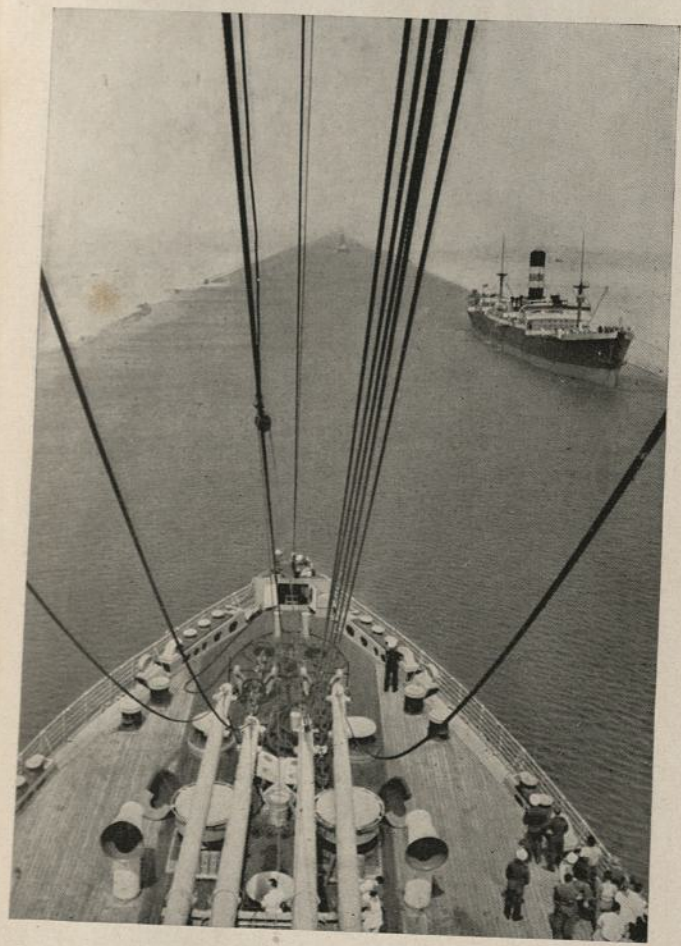
Ach was — noch einmal sollte mich die kleine Hexe nicht fangen!

Es mag vielleicht etwas dumm geklungen haben, als ich sagte: „Aber besprechen Sie Ihre Fragen doch lieber mit Mister Smith!", jedoch ich wußte gerade nichts Besseres, um sie loszuwerden.

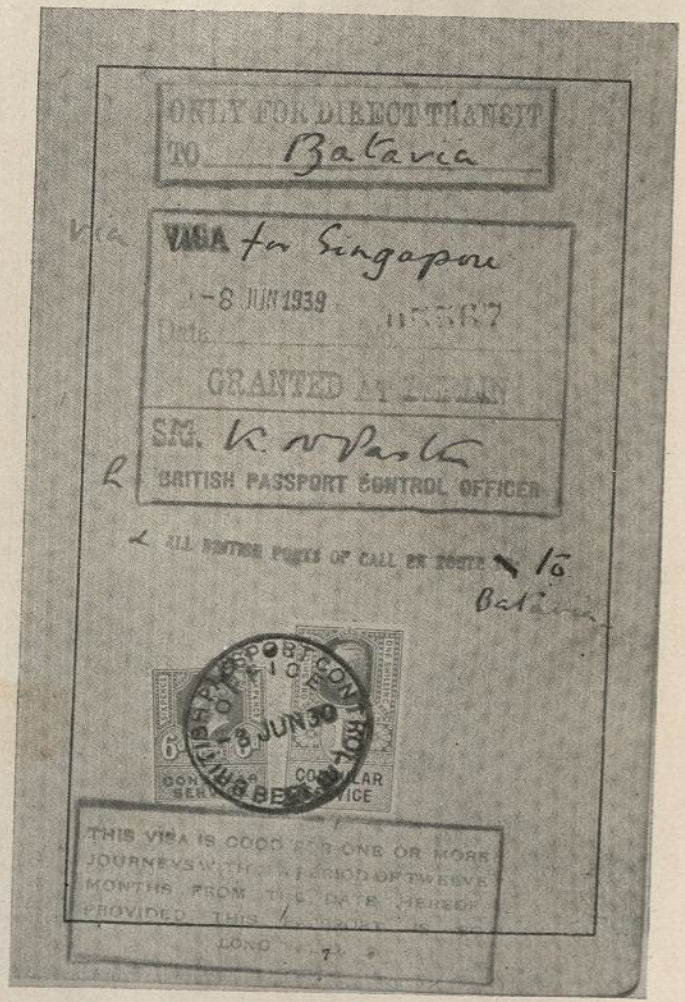
Nein, noch einmal sollte sie mich nicht einfangen, und jetzt wollte ich die ganze Geschichte dem ersten Offizier mitteilen.

Es ist gerade noch Zeit vor dem Mittagessen, um ihn in seinem Arbeitsraum aufzusuchen. Langsam schlendere ich dahin.

Wie ich bei ihm eintrete, sitzt dort das Mädchen Till. Sie sind gerade in einem eifrigen Gespräch, das durch mein Kommen unterbrochen wird.



Die größeren Schiffe müssen sich förmlich durch den Suezkanal quetschen . . .



England hat sich zum erstenmal in meinen Reisepaß eingetragen..

„Oh, Verzeihung — ich will nicht stören!" — Ich will wieder hinaus.

„Aber Sie stören gar nicht", ruft mir der Offizier zu, „bleiben Sie nur."

„Ich hätte aber etwas unter vier Augen mit Ihnen zu besprechen", sage ich mit einem Seitenblick auf die Schwedin. —

Das Mädchen springt auf und will gehen. — „Aber bleiben Sie doch, bitte, sitzen, mein gnädiges Fräulein, wir beiden Männer können ja mal kurz zusammen verschwinden, wenn es sein muß — wir sind gleich wieder da."

Wir gehen auf Deck — ich berichte dem Offizier meine Beobachtungen, erzähle ihm von dem Engländer, von dem Gespräch, das ich unfreiwillig belauschte, und von der Rolle der Schwedin.

Plötzlich lacht der lange Hamburger auf: „Das alles hätten wir auch im Beisein der eben genannten Dame besprechen können. Sie selbst war nämlich eben zu mir gekommen, um mir die gleiche Geschichte zu erzählen. Sie ist anscheinend ein Prachtkerl und eine großartige Bundesgenossin. Wie sie mir eben erzählte, glaubte sie nämlich den englischen Herrn, gleich als er an Bord kam, schon einmal früher in Singapore — aber unter ganz anderem Namen — flüchtig kennengelernt zu haben.

Um das zu klären, hatte sie sich jetzt mit diesem seltsamen Gast etwas näher eingelassen, und aus allem, was der angebliche Kaufmann aus Nottingham schließlich in blindem Vertrauen erzählte, ging hervor, daß sich hinter der Maske des biederen Kaufmanns anscheinend ein

Agent des englischen Geheimdienstes verbirgt, der darauf ausgeht, Handelsspionage zu treiben. Die kleine Schwedin hat sich alles mit angehört, was der Biedermann zu erzählen wußte, ohne was dazu zu sagen, hat auch wie ein kleiner Detektiv so getan, als ob sie darauf eingehen würde, als der Spitzel ihr direkt einige kleine Erkundungsaufträge zudachte — und ist jetzt zu mir gekommen, um mir alles haarklein zu berichten. Ein wirklicher Prachtkerl, das muß man schon sagen!"

Ich muß zugeben, daß ich mich ein wenig schämte, als mir der Offizier das erzählte. — Verdammt noch einmal — da habe ich mich ja schön danebenbenommen! — Man wird eben etwas verrückt bei diesen teuflischen Temperaturen. — Immerhin, mir fällt ein Stein vom Herzen. Ein ganz gewaltiger Stein.

„Im übrigen aber", meint der Offizier lachend, „können wir nicht viel machen. Wir fahren ja nach Singapore, da ist unser Freund im eigenen Nest. Hier auf unserem Schiff kann er außerdem bis dahin ruhig, soviel er will, herumspionieren, denn hier gibt es keine Geheimnisse. Wir können ihm freilich weiterhin unauffällig auf die Finger sehen. — Solche Herren wie diesen gibt es übrigens in Massen — sie sind überall, in allen Ecken der Welt unterwegs . . ."

Wie wir nun aber zurück in die Kajüte des Offiziers gehen, habe ich dem Mädchen Till gegenüber ein recht schlechtes Gewissen.

Ich sehe sie ein wenig von der Seite an — diesmal ist sie dran, ein böses Gesicht zu machen — und während sie die zwei kleinen, bösen Falten zwischen den Augen-

brauen hat, bin ich für sie überhaupt nicht da. Sie schaut mich nicht einmal an.

Der Offizier erklärt mit seinem frischen Lachen das ganze Mißverständnis — aber die kleinen Falten bleiben zwischen den Brauen des Mädchens Till. Ja sie vertiefen sich sogar.

Es wird einen schweren Gang nach Canossa geben, bis diese Fältchen wieder weg sind!

Beim Mittagessen sitzen wir einander gegenüber, das Mädchen Till und ich — aber ich bekomme keinen einzigen Blick von ihr. Dafür lacht die kleine Hexe auf das freundlichste dem Ersten Offizier zu und unterhält sich ganz großartig mit ihm, während ich für sie noch immer völlig Luft bin. Daß dieses heutige Mittagessen eine besondere Annehmlichkeit ist, kann ich wahrhaftig nicht behaupten.

Wie wir dann endlich vom Tisch aufstehen und das Mädchen Till auf Deck schlendert, gehe ich ihr nach. — Peinliche Sache!

„Hören Sie!" — ich halte sie am Armel fest — „machen Sie doch kein so böses Gesicht!" — es sind ihre Worte vom Vormittag — „es ist doch ein so strahlender Tag!"

Sie tut, als höre sie mich nicht, und ich wiederhole weiter: „Seien Sie doch nicht dumm, das alles ist doch nur ein Mißverständnis!"

Zum Glück erwidert sie nicht das, was ich am Vormittag zur Antwort gab, sondern dreht sich ein wenig um, sieht mich von der Seite an — und dann lacht sie, so, als ob sie einfach nicht länger böse sein könne, und

sich im Grunde diebisch über einen gelungenen Scherz freue: „Sie sind aber auch wirklich zu dumm!"

Und dann habe ich ihr alles erklärt, habe ihr erzählt, wie ich im Dunkeln hinter ihnen saß, als sie und der Engländer sich unterhielten — und schließlich haben wir beide herzlich gelacht.

Es ist wirklich ein strahlender Tag. Wenn auch die Hitze mörderisch ist und man sich alle Augenblicke den Schweiß von der Stirn wischen muß, was schadet das. Wir zwei finden jetzt alles wieder schön und gut.

Plötzlich sagt sie:

„Ihretwegen habe ich nun Port Said nicht gesehen, denn ich habe mich so sehr über Sie geärgert, daß ich gar nicht an Land gegangen bin!"

Ich sollte eigentlich zerknirscht sein. Aber sie hat das „Ihretwegen" so nett betont, daß ich sie freudig und dankbar anlächle.

Da wird das Mädchen Till richtig ein klein wenig verlegen.

„Was ist doch heute für ein strahlender Tag!" sage ich nochmals.

Wir steuern auf Indien.

Wie erlöst atmen wir auf. Wir haben den heißen Kessel des Roten Meeres verlassen und fahren jetzt an Aden vorbei in den Golf, dem diese britische Seefeste den Namen gibt. In zwei langen Reihen, die eine knapp am Wasser, die andere darüber auf einem schmalen Plateau, ziehen sich allerlei Häuser und Festungswerke hin. Steil und zackig ragen dahinter die nahen Berge zum blauen Himmel empor.

Immer ferner werden die Ufer, der Golf weitet sich, und nun schwimmen wir hinaus in die freie, große Unermeßlichkeit des Indischen Ozeans! Wir steuern auf Indien!

Blau und unabsehbar ferne breitet sich das Meer. Eine leichte Brise streift über unser Schiff, und wir sind alle guter Laune.

Wie köstlich ist es, dem Spiel der Fische zuzuschauen. Im leuchtenden Sonnenschein springen sie aus der blauen Flut, fliegen wie silberne Pfeile über das Wasser hin. Ein fröhliches, wundervolles Bild. Delphine machen dazwischen ihre Luftsprünge, als wüßten sie nicht, was sie vor lauter Übermut machen sollten. Tief hinein ins klare Wasser kann man sehen. — Mit elegantem Gleiten fol-

gen uns in der Luft Möwen, die das Schiff wie Segler umkreisen.

Stundenlang kann man sich über die Reling lehnen und verloren dem Wasser, den kleinen Bugwellen des Schiffes, dem lebendigen Treiben dort unten und dem eleganten Segelflug der Möwen in der Luft zuschauen. Stundenlang.

Wie herrlich ist es, einmal für sich und seine Gedanken Zeit zu haben, während man doch sonst in der Hetze der Tage kaum mehr dazu kommt, sich auf sich selbst ein wenig zu besinnen.

Wie geheimnisvoll ist so ein Sonnenaufgang, wenn in die Dämmerung, in der das Himmelsgewölbe greifbar nahe erscheint, langsam und immer stärker das Licht dringt und die Sonne dann plötzlich ihre purpurne Pracht wie einen Strom von Gold über das Wasser ergießt!

Wie groß ist die Einsamkeit des Meeres, dessen weite Wasserewigkeit das Schiff durchkreuzt.

Ganz selten, daß man einmal einem anderen Schiff begegnet. Und wie groß ist dann die Aufregung, wenn es einmal geschieht! Mit Ferngläsern bewaffnet stürzt alles auf Deck und jeder versucht festzustellen, was das wohl für ein Schiff sein und welcher Nation es gehören mag.

Weites Meer — weite Welt. Ich muß auf dieser Fahrt so oft daran denken, wie diese Welt uns Deutschen verschlossen ist, wie wenige von uns das seltene Glück genießen dürfen, über die Grenzen der Heimat hinaus ihr Weltbild durch eigene Anschauung zu erweitern.

Die Reichen dieser großen Welt haben für uns Deutsche die Türen überall verschlossen und wollen uns für immer in unsere eigenen, engen Grenzen sperren.

Diese weiten Meere, diese Geheimnisse fremder Länder, Völker und Rassen — der große Gabentisch der Natur — er ist für alle gedeckt, nur nicht für Deutsche. — Wir sollen keinen Platz an dieser Tafel haben, an der die andern fürstlich speisen.

Aber ganz abgesehen von allen wirtschaftlichen und politischen Gesichtspunkten, wie wichtig ist es für ein Volk, daß seine Jugend Gelegenheit hat, auch einmal über die eigenen Grenzen hinweg zu blicken, zu sehen, wie die andern leben, wie deren Art, wie deren Sitten sind, um sich ein eigenes Weltbild zu schaffen! . . .

Ja, das sind bittere Gedanken, die man hat, und mit ihnen im Zusammenhang geht mir auch immer wieder das durch den Kopf, was der Engländer da neulich sagte. Wird es wirklich Krieg geben?! Bereiten ihn die andern vor, um erneut, wie einst im Jahre vierzehn, über uns herzufallen?

Hier schwimmt man nun im Indischen Ozean, ohne Verbindung mit der Heimat, ohne zu wissen, was in Europa vorgeht, ohne die geringste Ahnung von der politischen Entwicklung der letzten Wochen zu haben.

Was hat der Engländer von den Russen gesagt? — Ach, Unsinn das alles! Wer wird es wagen, dieses neue Reich anzugreifen, das wie ein Granitblock mit einer überlegenen Wehrmacht im Herzen Europas steht und das nur das eine Ziel hat, in Ruhe seiner Arbeit nachzugehen und das Recht zu bekommen, das jedem anderen Volk als Selbstverständlichkeit zugestanden wird: Le-

bensraum und Lebensmöglichkeiten für seine Menschen zu haben. — Wie köstlich ist das Gefühl, daß man im Gedenken an die Heimat nicht unruhig zu sein braucht, sondern in ruhigem Vertrauen auf seine Kraft der Zukunft entgegensehen darf!

Krieg? — Wir brauchen nicht zu den Waffen zu greifen — wir erkämpfen uns auch ohne Schlachten wieder unser Recht. Man hat es am Beispiel Österreichs, am Beispiel des Sudetenlands, der Tschechei und des Memellandes gesehen.

Das Wetterleuchten im Osten, dort, wo sich die Polen Frechheiten herausnehmen, wo der Korridor eine sinnlose Sperre zwischen deutschem Land bildet und Danzig, das alte deutsche Danzig, noch eine Enklave bildet, die nach jedem gesunden Urteil in den Verband des Reiches zurückkehren muß — dieses Wetterleuchten wird auch wieder aufhören, ohne daß es zum Unwetter kommt; denn der Pole kann sich unmöglich länger der Einsicht verschließen, daß ein starkes Deutschland derartige Zustände ganz unmöglich auf die Dauer dulden wird und kann . . .

Nein, das alles wird auch ohne Krieg seine Regelung finden, genau so wie die Frage der Kolonien eines Tages geklärt werden wird!

Längst haben sich die Kräfte in der Welt verlagert. Längst sind nicht mehr die Sieger von Versailles, sondern die jungen Repräsentanten eines neuen Europa diejenigen, die das Gesetz des Handelns diktieren.

Und die Siegermächte von einst sind, ohne daß sie es gemerkt haben, aus ihren Stellungen verdrängt, und

eine neue Ordnung macht sich Bahn, gegen die alles Stemmen vergeblich ist.

Der Zeitpunkt für einen Präventivkrieg ist von den Westmächten verpaßt. Wenn sie jetzt einen Krieg wollen, dann sollen sie nur kommen. —

Nein, Krieg, daran glaube ich nicht!

Ach was, beiseite mit solchen Gedanken! —

Ich will lieber sehen, wo ich das Mädchen Till finde! —

Es wird Abend. Wolken haben sich am Horizont aufgetürmt. Unwirklich sehen sie aus: Berge, die massig und geheimnisvoll hintereinanderstehen.

Da — ein Blitz — er zuckt scharf und hell über den Horizont. Es leuchtet auf — bunt, schillernd, majestätisch.

Kein Donner ist dabei zu hören, kein Regen fällt. Es leuchtet fern und geheimnisvoll, und wir fahren hinein in die Berge der dunklen Wolken.

Das Mädchen Till sitzt in einem Liegestuhl auf dem Promenadendeck.

Ich setze mich zu ihr. Wir sagen gar nichts, schauen hinüber zu dem großartigen Schauspiel in den Wolken, dort, wo es leuchtet, als ob Götter miteinander kämpften.

Ferne runde Flammen blitzen auf — in großen Streifen leuchten Meer und Himmel. Darüber aber glitzern schon die Sterne, denn schnell ist die Nacht hereingesunken.

Welch herrliches Naturgeschehen!

Der Geologe spielt Geige. Zerflattert kommen die Töne herüber — dann sammeln sie sich und perlend und lockend fließt Beethovens Mondscheinsonate über Deck und Meer.

Der Geigenklang scheint hinauf in den Himmel zu dringen. „Beethoven", sagt das Mädchen Till neben mir. — „Beethoven" — und sonst nichts.

Und die Geige kämpft mit der Atmosphäre, sie setzt sich durch mit all ihrem Töneglanz, mit der Freude, mit dem Leid, von dem sie erzählt, mit der ganzen weiten Skala großer deutscher Musik.

Da hat vor vielen Jahren einmal ein Mann gelebt, der Beethoven hieß, und weiter lebt das, was er dachte und fühlte. Jetzt zieht seine Welt der Töne uns hier auf dem Indischen Ozean in ihren Bann und ich denke an die Heimat, die große alte Heimat, die mir erscheint wie ein mächtig breiter Rücken, der so vieles in den Jahrhunderten getragen hat, ungeheure Lasten, und der sich doch immer wieder kraftvoll straffte.

Ich denke an die geheimnisvoll große Seele meines Vaterlandes und ich fühle wieder einmal hier fernab auf weitem Meer so ganz mein Volk mit der ganzen Unermeßlichkeit seiner Lieder, Sagen und Gedanken.

Deutsches Wesen — seine Wurzeln liegen in fernster Vergangenheit, und es bleibt in seiner gewaltigen Sendung über die Gegenwart in die Zukunft unvergänglich.

In dieses Sinnen hinein rauschen die weiten, dunklen Wälder der Heimat, klingt die Brandung nordlich-strengen Meeres, plätschern hell die Wellen des Rheins, verweben sich die Sagen, sprechen die großen Worte der Dichter, die Sätze der Denker und die Töne unserer Musik. — Welcher Zusammenklang, welche Weite von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft!

Wie stolz dürfen wir sein, zu diesem Volk zu gehören!

Zu diesem in seinem Herzen und in seiner Kraft so überreichen Volk!

Wie vieles haben wir der Welt gegeben und werden wir ihr noch geben können!

Ich habe das Mädchen Till neben mir vergessen. Ich höre auf die Geige. Sie verklingt mit einem kleinen, verlorenen Ton.

Am Sternenhimmel ist das Feuerwerk verloschen. Nur die Sterne glitzern weiter klar und ruhig. Das Schiff zieht rauschend seine Bahn, und die Maschinen stampfen dazu in ihrem gleichbleibenden Rhythmus.

*

So fahren wir — die Tage vergehen, die Stunden fließen dahin wie der Sand aus einer Sanduhr —

So fahren wir durch Tag und Nacht.

Still und weit ist der Ozean. Blau in blau verschwimmen tagsüber Meer und Himmel — klar stehen die Sterne nachts am Firmament. Hell, schön und strahlend ist das Mädchen Till. — Ja, so fahren wir!

Singapore

Es ist nun so weit, daß man die Koffer packen muß. Morgen sind wir in Singapore.

Die große Familie, zu der wir in den Tagen geworden sind, in denen uns das Schiff zusammenhielt, flattert dann auseinander, und wir sind ein wenig wehmütig, wenn wir beim Abendbrot beisammensitzen. Wir hatten es eigentlich gar nicht so gemerkt, wie sehr wir uns schon zusammengefunden hatten. Jetzt, wo es wieder auseinandergeht, wird es uns klar.

Wir trinken Sekt. Der Autoindustrielle hält eine kleine Rede, holt unsere gemeinsamen Erlebnisse aus der Erinnerungskiste, neckt den einen oder anderen mit seinen kleinen Schwächen. Wir lachen und trinken, aber es ist, wie gesagt, etwas Wehmut in dieser Fröhlichkeit des letzten gemeinsamen Abends.

Das kleine Fräulein aus Leipzig sieht immer wieder mit großen Augen den jungen Geologen an. Der lange Pommer sitzt schweigsam da. Die Holländerin schwitzt und lächelt zerfließend Mister Smith zu. — Der rollt mit seinen braunen Augen wie üblich und ist im übrigen recht aufgeräumt. So vergnügt habe ich den Kerl schon lange nicht gesehen.

Seit dem Zwischenfall mit dem Mädchen Till hat er um uns beide, wenn möglich, einen großen Bogen gemacht und sah uns in einer Mischung von Bosheit und Mißtrauen nur noch von der Seite an. — Er hatte wohl die Zusammenhänge erfaßt, und man merkte ihm die Erbitterung an, so bei Till auf den Leim gegangen zu sein.

Am Tage nach der Geschichte hatte er sogar Krankheit vorgetäuscht und war weder zum Mittag- noch zum Abendessen an der gemeinsamen Tafel erschienen. —

Nun, wir waren nicht traurig darüber — und der Abschied von diesem Herrn fiel alles andere als schwer. Nachdem er bei uns Lunte gerochen hatte, war ihm ohnehin nur noch die Holländerin geblieben, und der hatte er sich denn auch gleich wieder mit ganzem Herzen angeschlossen, was ihr offenbar nicht gerade unangenehm war.

Ja, nun hieß es Abschied nehmen.

Wir gehen früher als sonst auseinander — jeder hat noch etwas in seiner Kabine zu packen, und auch ich muß meine Siebensachen in den Koffer tun. — —

Am andern Morgen wacht man davon auf, daß die Maschinen nur noch leise stampfen und ruhiges Wasser an die Bordwand plätschert.

Auf Deck ist bereits trotz der frühen Morgenstunde reges Leben. Eilige Füße eilen über die Planken, und man zieht sich schnell an, weil man das Gefühl hat, etwas zu verpassen.

Wie ich an die Sonne komme, liegen vor dem Schiff winzige grüne Inseln: Petroleumstationen und befestigte

militärische Stützpunkte der Engländer — wo gibt es keine englischen Befestigungen?

Wir nähern uns der Einfahrt zum Hafen, den das Bergfort bewacht — da und dort stehen am Hang Munitionsmagazine. —

Dann hat man freien Blick auf eine große Stadt: vor uns liegt Singapore, die „Königin des Ostens", die Pforte des chinesischen Meeres.

Von kleinen Hügelinseln drohen Geschütze und weisen unmißverständlich darauf hin, daß hier die Macht regiert; und die Schlüssel zu dieser Pforte sind in englischen Händen!

Hier ist Singapore, scheinen die Kanonen zu sagen, hier darf kein Schiff vorbeifahren, ohne sich vorgestellt zu haben, ohne hier kontrolliert worden zu sein.

In kleinen Booten kommen Eingeborene auf unser Schiff zugeschossen, kaum bekleidete dunkelhäutige Männer und nackte, fast schwarze Jungen. Das sind die Taucher von Singapore, sie warten auf die Geldstücke, die man ihnen ins Meer wirft. Ihre Augen funkeln zu uns herauf, erspähen jede kleinste Bewegung unserer Hände. Nichts entgeht diesen Augen ...

Ein englischer Kommissar erscheint an Deck mit großer Begleitung.

Sie schlendern schlaksig übers Deck, gucken neugierig in diese und jene Ecke und benehmen sich ganz wie die Herren des Schiffes.

Sie veranstalten zunächst eine langwierige Untersuchung in der Kapitänskajüte, lassen sich die Bücher vorlegen, überprüfen genau jeden einzelnen Posten und

lassen schließlich die Passagiere im Rauchzimmer zusammentrommeln.

Es gibt Paßkontrolle mit größter Gründlichkeit und verbunden mit Nachschlagen in großen Büchern, so als verglichen sie die Pässe und deren Besitzer mit einer Liste, die eine Menge verdächtiger Personen enthält.

Mister Smith und der Kommissar wechseln einen Blick — ich kann es genau sehen. Der „Kaufmann aus Nottingham" ist nach einer flüchtigen Überprüfung seines Passes rasch abgefertigt. Ebenso kann die Holländerin sofort wieder gehen. Mit uns Deutschen dagegen ist man so gründlich wie nur möglich, und aus der Art des Kommissars gewinnt man nicht gerade den Eindruck, daß man hier ein willkommener Gast ist.

Schließlich ist aber auch das vorüber. Wir können vom Schiff. Es ist der 8. Juli, vierzehn Tage nach unserer Ausfahrt aus Hamburg. England hat sich zum erstenmal in meinen Reisepaß eingetragen.

Am Land wird das Mädchen Till von einem langen, braungebrannten Mann in die Arme geschlossen: ihrem Vater.

„Das ist mein Schiffs-Flirt", stellt sie mich ihm vor. Und ich werde herzlich eingeladen, am nächsten Tage zum Essen zu kommen.

Dann fahren sie in einem Auto davon. Das Mädchen Till winkt: „Bis morgen!"

Ich schüttle dem langen Pommern die Hand zum Abschied. Ich soll ihn unbedingt besuchen kommen, wenn ich auf Java bin.

Ja, und dann bin ich in Singapore allein.

Vor mir fährt in einer Rikscha Mister Smith mit der Holländerin davon. Er sieht sich nach mir um, und der Blick ist seltsam, mit dem er das tut. — Seine Miene scheint lauernd, ein wenig höhnisch — aber vielleicht gehe ich auch zu weit in meiner Antipathie!

Ich nehme mir auch eine Rikscha — dies merkwürdige Gefährt mit dem Menschen-Pferd davor ist hier ja Hauptverkehrsmittel. Fünfzehntausend solcher Dinger sollen in Singapore laufen — im Trab, im Schritt, im Galopp. Tag und Nacht.

Ich nenne dem Kuli den Namen eines holländischen Hotels in der Lord-Street, das mir empfohlen worden ist, und er trabt auch gleich recht munter los. Einen Abschiedsblick werfe ich noch über den Battery-Platz und vorbei am Postgebäude, das ganz knapp am Hafen steht, nach unserem Schiff ...

Der erste Eindruck von Singapore ist zunächst der, daß man sich nicht in Indien, sondern in China befinde.

Der Kuli steuert mich in eine merkwürdige Gegend — offensichtlich fahren wir durch das Chinesenviertel.

Ein ungemein reges Leben quirlt in den Straßen, ein Leben, das durch die kochende Hitze des Tages noch heftiger aufgepeitscht zu werden scheint. Da sind Restaurants, da prangen Plakate — da wimmeln Gelbe in seltsamen Kostümen durcheinander. Und da stehen die Häuser der reichen Chinesen. Seltsam, sehr seltsam. — Wie der Eingang zu einer Menagerie wirkt solch ein chinesisches Haus mit seinen Tierfiguren und den komisch-martialischen Türhütern aus Stein.

So fremd wirkt das alles — erschreckend fremd, und

Fünfzehntausend solcher Dinger sollen in Singapore laufen

Einen Blick werfe ich noch zurück nach dem Hafen von Singapore und nach meinem Schiff

man fühlt sich völlig allein und verlassen in diesem Gewirr.

Ohne sich umzudrehen, trabt mein Kuli vor mir her — auch das kommt einem sonderbar vor, daß man von einem Menschen gezogen wird. Die Hitze und die Last des Wagens scheint dem Kuli aber gar nichts auszumachen.

Wie ein seelenloser Automat trabt er dahin.

Wir gelangen in kleine Gassen. Sie sehen verdächtig aus.

Plötzlich hält mein Kuli vor einem schmutzigen, kleinen Haus. Sollte das hier die Lord-Street und das empfohlene holländische Hotel sein?

Das konnte doch unmöglich stimmen. —

Ich steige aus, gehe auf eine schmale und niedrige Tür zu, trete in einen dunklen Gang. Eine Frau kommt mir entgegen, eine alte Chinesin. Sie blinzelt mich mit einer liebenswürdigen Grimasse an und macht eine einladende Gebärde, die nach einer zweiten, noch kleineren Tür weist.

Ich öffne und komme in einen recht schmuddligen Empfangsraum mit zerschlissenen Möbeln.

Was ich für Wünsche hätte, fragt die Alte — und plötzlich begreife ich, wo ich gelandet bin!

Der verdammte Kuli hat bereits am Morgen einen Angriff auf meine Tugend unternommen.

Ich fluche aus Leibeskräften auf deutsch — was aber die Alte nicht versteht. — Sie ist sichtlich verblüfft, wie ich die Türe zuschlage und fluchtartig nach dem Ausgang strebe.

Draußen wartet gelassen mein Kuli. Wie ich ihn mit einem Schwall von Schimpfworten überschütte, verzieht er seinen breiten Mund zu einer grinsenden Grimasse, aus der eine lange Reihe weißer Zähne blitzt.

Er tut so, als könne er ganz und gar nicht begreifen, was mich so in Harnisch gebracht hat.

Wütend springe ich wieder in die Rikscha und befehle dem Kerl erneut, mich zu meinem Hotel zu bringen. Er nickt, als höre er diesen Befehl zum erstenmal, und rennt wieder los.

Er trabt abermals durch schmale Gassen — und wieder halten wir vor einem verdächtigen Haus. — Was kann ich tun?!

Der Kerl lächelt verständnislos zu meinem neuerlichen Geschimpfe, völlig verständnislos.

Ich versuche meine Ruhe wieder zu gewinnen. Denn, wenn er will, kann der Bursche mich ja hier noch den ganzen Tag herumschleifen, allein finde ich mich aus der Wirrnis des Chinesenviertels nie wieder heraus.

Ich buchstabiere ihm den Namen meines Hotels und die Straße, ganz langsam und mit Betonung sage ich mehrmals die Namen.

Er nickt wieder — lächelt und setzt sich dann in Galopp.

Endlich kommen wir in zivilisiertere Gegenden. Endlich scheint es richtig zu werden.

Nach zwei Stunden Irrfahrt lande ich schließlich in meinem Hotel, nachdem ich dem Kerl eine unverhältnismäßig hohe Bezahlung hatte geben müssen.

Das Zimmer in meinem Hotel ist zwar sehr geräumig,

aber äußerst spärlich eingerichtet. Das ist, wie ich später erfuhr, in allen Hotels von Singapore so.

Schränke sind hier nämlich unpraktisch, weil in ihnen bei der feuchten Hitze die Kleider verschimmeln. — So besteht das Inventar meines Zimmers aus einem riesigen Bett, das gegen die Moskitos mit einem großen Mullschleier verhängt ist, aus einem Liegestuhl, einem Tisch und einer Waschgelegenheit.

Das Zimmer hat zwei Türen, eine rechts, eine links. Wenn man beide öffnet, gibt es etwas Zugluft, was bei der erdrückenden Hitze schon eine kleine Köstlichkeit ist.

Im übrigen ist alles recht ungemütlich. Am liebsten möchte ich wieder weg und gar nicht erst auspacken.

Ich gehe dann zum Essen. — Der Speisesaal ist lang und geräumig. Man sitzt an einer großen Tafel. Sechs Chinesen durcheilen mit riesigen Schüsseln den Raum. Unermüdlich.

Kaum hat man sich gesetzt, sind sie wie ein Bienenschwarm um einen. Schüssel auf Schüssel wird gereicht. Es hört nicht auf.

Zunächst etwas Reis, etwas gebratener Fisch, gehacktes Fleisch, Gemüse.

Kaum hat man den ersten Gang beendet, ist der Teller schon fort und neue Schüsseln werden dargeboten: Salate, Fleisch, Eier, nochmals Fleisch ... Alles scharf gewürzt und immer wieder Reis dazu. Dann gebratenes Huhn, eine gut gebackene Ente. Endlich noch allerlei Obst und Nüsse und zum Schluß starker Kaffee. — —

Himmel, was wird hier gegessen! Die Chinesenboys

lassen einen kaum zur Ruhe kommen, stehen mit unbeweglichen Gesichtern schon mit neuem bereit, bevor man mit dem, was man auf dem Teller hat, fertig ist. Welch ein Tempo!

Dabei sollte man meinen, die greuliche Hitze müßte allen Appetit nehmen. Aber nichts davon — im Gegenteil: in den Tropen ißt der Europäer mehr als irgendwo in der Heimat, ja das Essen wird geradezu ein rechtes Fest. —

Man erzählt sich, daß die Damen in Singapore vormittag zunächst in einem Hotel ihre vier Stück Torte mit Schlagsahne essen und dann im Auto schnellstmöglich nach Hause eilen, um noch zur rechten Zeit zum Frühstück zu kommen, zu einem Frühstück, wie ich es eben erlebte. —

Es ist also kein Wunder, wenn man in den Tropen so oft Europäer und Europäerinnen von ganz gewaltigem Umfang trifft.

Nächtlicher Streifzug

Als es Abend geworden war, wage ich einen Streifzug durch Singapore. Die fremde Stadt lockt und in ihr das Leben der Nacht. Ich miete eine Rikscha und lasse den Kuli drauflosfahren — ganz gleich, wohin.

Singapore ist auch des Nachts noch ein dampfender Kessel. — Es gibt keine Stunde der Kühlung — aber trotzdem lebt die Stadt in einer unerhörten Vitalität.

Die Rikscha rollt die Promenade entlang. Schwere, elegante Autos rauschen über den Asphalt, in dem sich die Lichter spiegeln. Zwischen den Autos quetschen sich die Rikschas hindurch — und rundum Europäer, Inder, Chinesen — alles durcheinander — ein Gemisch der Völker und der Rassen.

Polizisten mit großem Turban regeln den Verkehr. Mächtig gepuderte Chinesinnen rollen in kostspieligen Wagen vorbei, schwer mit Gold behangen, während die armseligen Brüder ihrer Rasse vor den Rikschas in gleichmäßigem Tempo dahintraben.

Man hat zu solch einem Kuli kaum mehr Beziehung als zu einem Tier. — Ein ganz unbewegliches Gesicht hat er — wie eine Maske, die nichts verrät, alles verbirgt.

Auf dieser Maske steht kein Lächeln, kein Zorn, kein Schmerz, überhaupt kein Ausdruck. Die Maske ist leer und anscheinend ohne alles Gefühl.

Auch als ich dem Kuli vorhin den Auftrag gegeben hatte, mich zu fahren, war die Maske völlig ausdruckslos geblieben — sie nickte, und dann trabte ihr Träger los.

Ein merkwürdiges Gefühl, sich solch einer Maske in einer wildfremden Stadt anvertraut zu wissen!

Merkwürdig überhaupt dieses ganze Singapore. Fremder kann eine Stadt kaum sein. Was man sieht, das scheint nur äußere Fassade, hinter der das Leben auf eine wilde und gefährliche Art brodelt.

Da sind die großen Paläste — da sind breite, glitzernde Straßen, und da sind als scharfer Kontrast zu dieser Pracht die unzähligen ärmlichen Hütten in den engen Gassen der Chinesenstadt. Da sind tausend düstere Eingänge, hinter denen sich Geheimnisvolles tut. Da wispert es in den Ecken, da schimmern aus dem Dunkel seltsam exotische Gesichter.

Das alles ist wie ein Hexenkessel, in dem Asien und Indien, fremde Rassen und unbegreifliche Leidenschaften brodeln, nach Kochrezepten europäischer „Zivilisation", und es wird einem eine Speise gereicht, die den Geruch der Fäulnis hat. —

Noch immer trabt der Kuli mit mir durch das Chinesenviertel. — Da sind Restaurants, da sind Theater, da sind bunte Reklamen und rote Laternen. Grelle Musik dringt auf die Straße. Vor verfallenen Häusern hocken

mit angezogenen Beinen rauchende Mädchen. Im Schein von Petroleumlampen sind große Lager mit den seltsamsten Dingen ausgebreitet — Kleidungsstücke, Töpfe, Vasen, Schmuck, Bücher.

Da, an anderer Stelle, drängen sich viele Menschen um einen Zug, der vor lauter Zuschauern nicht zu sehen ist. Meine Rikscha steht, kann nicht weiter. Der ganze Verkehr stockt wie mit einem Schlage.

Es scheint eine Hochzeit zu sein. Die Straße lärmt — es wimmert und kreischt, es dudelt und gröhlt. Fremde — erschreckend fremde Welt!

Ich gehe hinein in ein sogenanntes Kabarett.

Ich schiebe einen Vorhang beiseite und schaue in einen großen, saalartigen Raum. — Tische stehen darin und von dem roten Grundton der Wände heben sich bunte, kleine Bildchen seltsam ab. Auch eine Bar gibt es da, und in einer Ecke spielt wild und grell eine Jazzmusik.

Chinesen sitzen an den Instrumenten — Saxophone springen in tollen Synkopen — Geigen wispern dazwischen — hart ist der Rhythmus des Schlagzeugs. Ein wildes Temperament steckt in diesen gelben Musikanten. Aber ihre Mienen zeigen keine Spur von innerer Regung — nur ab und zu huscht ein schiefes, schnelles Lächeln aus geschlitzten Augen.

An den Tischen sitzen Mädchen. Ihre Gesichter sind mit großer Sorgfalt gemalt und gepudert. Sie haben rote, blutrote Fingernägel und statt der Augenbrauen hohe, schwarze Tuschestriche.

Eng anliegende seidene Kleider umschließen die schlan-

ken Gestalten bis hinauf zum Hals. — Sie sind auf ihre Art hübsch, diese Mädchen, daß muß man ihnen lassen — sie sind gepflegt und lächeln voll zarter Höflichkeit wie hilflose, ängstliche Kinder den Fremden entgegen.

Ich setze mich an die Bar. — Hinter mir tanzen sie. Ich sehe dem Mixer zu, der wie alle Mixer der Welt seine Gefäße schwingt und mit bedeutungsvoller Miene geheimnisvolle Flaschen hervorholt und in den Mixbecher entleert.

Ich trinke einen Whisky und noch einen — und noch einen. Das Wasser ist eisgekühlt, und das ist gut bei dieser Hitze.

Auch der gelbe Mixer hinter der Bar ist nichts als Maske — die Masken an den Musikinstrumenten lassen die grellen Töne ihrer Jazzmusik immer wilder und verrückter durch den Raum springen. Die Masken der Mädchen lächeln ihr höfliches Lächeln.

„Noch einen Whisky, Mixer!" — Es liegt ein Dunst über den Tischen. —

Im Licht eines Scheinwerfers tanzt ein junges Mädchen. Verhalten und doch bizarr sind ihre Bewegungen. Dumpf schlägt die Trommel des Schlagzeugs einen seltsamen Rhythmus zu dem Tanz. — Die Trommel wird schneller und härter — die Zuckungen des Mädchens werden impulsiver — es ist, als ob sich ihre Maske löse, als ob hinter der Fassade ihrer Zurückhaltung im immer wilder werdenden Gedröhn der Trommel, in das hinein das Saxophon grelle Schreie stößt, ihre Seele durchkomme. — Hinter der Fassade kocht das Blut der

gelben Rasse. Die Maske fällt für Minuten. Ein wildes, erschreckend wildes Temperament ist bei diesem jungen Mädchen durchgebrochen, das eben noch artig lächelte und jetzt die blitzenden Zähne zeigt — und lacht und lacht, während es hemmungslos durch den Raum wirbelt.

Jetzt lächeln die Masken hinter den Instrumenten, schief und breit ist der Mund der Maske hinter der Bar verzogen.

Da lassen die Instrumente in ihrem Wirbel nach — verlieren sich zu einer immer stiller werdenden Erschlaffung. — Die Glieder des Mädchens lösen sich aus dem Krampf — das kleine, kindliche Gesicht wird wieder zur Maske. Es ist wieder so wie vorher. Der Vorhang ist gefallen. —

Die Musik geht über zu einem Foxtrott. Das gelbe Mädchen neben mir auf dem Barschemel fragt, ob ich nicht tanze. — Nun ja, meinetwegen, man kann ja tanzen. — Sie ist leicht wie eine Feder, tanzt zart und kühl. Sie hat wie alle diese Mädchen das höfliche Lächeln — es ist eigentlich nett, mit ihr zu tanzen. Aus ihrem Haar kommt der Duft geheimnisvoller Blüten.

Wir nehmen an der Bar zusammen einen Drink — sie hat ihn für mich bestellt. Er schmeckt seltsam — ist schwer — aber voll Aroma. Sie selbst saugt durch einen Strohhalm Limonade — Alkohol trinkt sie niemals, sagt sie.

Die Musik spielt einen englischen Walzer. — „Wollen wir noch einmal tanzen?"

Sie verneint, zieht dabei die Schultern etwas hoch, als wolle sie sagen, daß sie nicht dürfe.

Aber warum kann sie jetzt auf einmal nicht mehr tanzen? — Ich verstehe das nicht. — Ich sehe den andern beim Tanzen zu.

Ach so, richtig, kleines Mädchen, das habe ich nicht beachtet. — Man muß nämlich für jeden Tanz einen Bon lösen und den seiner Partnerin geben. — Kleine Maske, du lebst ja davon, bist ja ein Tanzmädchen.

Ich bezahle meine Drinks. Rosarot schimmert der Raum — die kleine Tanzmaske lächelt höflich. Ich drücke ihr einen Geldschein in die Hand. Ihre Augen danken.

Draußen wartet meine Rikscha. Der Kuli hat sich geduldig hingehockt. Jetzt trabt er wieder mit mir los — hinein in die noch immer nicht zur Ruhe gekommene nächtliche Stadt.

Die letzten Drinks waren schwer. Die Nacht ist drückend lau, klebrig und feucht. Noch unwirklicher als bisher wirken die Straßen. —

Diese Stadt ist wie ein Vulkan, unter dessen Oberfläche es brodelt. Hinter der Ordnung, die englische Polizisten aufrechterhalten, steht eine andere Gesetzbarkeit. — Auch das ist Maske — auch das äußere Gesicht dieser Stadt!

Mein Kuli fährt mich zurück zu meinem Hotel. Obgleich es schon spät ist, schläft Singapore noch längst nicht.

In meinem Zimmer ist es entsetzlich schwül. Ich reiße das Fenster auf. Aber auch das nützt wenig. Die Luft bewegt sich nicht in dieser Stadt. Ich werfe mich nackt

aufs Bett. Schon das dünnste Laken wäre zuviel. — Es gibt auch keins in diesem Bett.

Statt dessen gibt es eine lange, mit weißem Leinen bezogene Rolle: ‚die holländische Frau', wie man sie nennt. — Man preßt die Rolle an den Körper. Sie ist kühl und angenehm. Diese Rolle ist das einzige Mittel, um bei dieser Hitze schlafen zu können.

Über mir breitet sich der Baldachin des Moskitonetzes. Es bewegt sich nicht. Die Luft steht still. Von der Straße dringt noch immer Lärm herauf. Der ewige Lärm dieser Stadt.

Beim Einschlafen habe ich das Empfinden, als stünde eine gelbe Maske im dunklen Zimmer.

Eine gelbe Maske. —

Gibt es Krieg?

Am Morgen wache ich durch ein Klopfen auf. — Ich öffne, nachdem ich mir schnell etwas übergezogen habe. In der Tür steht ein Herr in weißem Leinenanzug. Er grüßt höflich, tritt ohne weiteres ein, zieht ein Papier aus einer Brieftasche, gibt es mir. Es ist eine Legitimation. Der Herr gehört zur englischen Geheimpolizei.

Nanu? — Ich bin aufrichtig erstaunt und starre ihm fragend ins Gesicht.

Ich hätte vergessen, mich bei der Polizei vorzustellen. Das müsse man gleich nach der Ankunft, am ersten Tag, tun. Das sei so Vorschrift. — Er sei gekommen, um meine Papiere zu prüfen.

Er verlangt den Paß — blättert ihn von vorn nach hinten und von hinten nach vorn durch, prüft besonders das Visum, verlangt meine Koffer zu sehen, öffnet sie. Durchwühlt meine Sachen, greift eine Mappe mit Briefen und Papieren heraus, dreht jedes Blatt ein paarmal um, nimmt einen schon weggelegten Brief nochmals zur Hand und liest und liest.

Ich wehre mich gegen diese Maßnahme, werde wütend, beschwere mich, daß so etwas in keinem anderen Lande üblich sei.

Er hört kaum auf das, was ich sage, und meint nur so nebenher: „Doch, hier in Britisch-Indien ist das üblich."

Er kramt weiter in meinen Sachen, scheint irgend etwas Bestimmtes zu suchen, findet aber trotz allem Eifer und trotz der Genauigkeit, mit der er bei der Sichtung vorgeht, nichts.

Vermutet er bei mir irgendwelche geheime Schriftstücke oder sonst etwas? Hält er mich für einen Verbrecher? Verwechselt man mich mit einem, der etwas ausgefressen, der den Briten einen Streich gespielt hat? Habe ich am Ende gar einen unliebsamen Doppelgänger? —

Der Kerl spricht dabei kaum ein Wort, antwortet nicht einmal. Es ist fast so, als warte er darauf, daß mir die Geduld reißt, daß ich ihn beschimpfe, daß ich handgreiflich werde, damit er einen Grund habe, mich zu verhaften. Ich bezwinge mühsam meine Wut. Was kann ich sonst auch tun?

Nach einer guten Stunde ist der Kerl mit seiner Untersuchung zu Ende.

Ein kurzes „Exkuse me!" — eine knappe Beugung des Kopfes mit unbeweglichem Gesicht — dann geht er. Ohne ein weiteres Wort, keine Erklärung!

Ein schöner Morgenbeginn!

Wütend werfe ich meine Sachen wieder in die Koffer. Kann man gegen diese Willkür etwas unternehmen? — Gar nichts! Was würde es schon nützen, wenn man sich beschwerte. Man ist hier ja „Gast" der Briten! — —

*

Noch immer bin ich verstimmt, als ich mich bei dem Mädchen Till und ihrem Vater melden lasse.

Es ist ein hübsches, großes Haus, das sie in einer breiten, eleganten Straße bewohnen.

Ein chinesischer Diener hat mir die Tür geöffnet. Ich komme in helle Räume, die deutlich eine schwedische Note tragen. Froh, blitzsauber, licht wirkt das alles. Die Farben der Tapeten, der Sessel und Gardinen sind zart aufeinander abgestimmt. Man spürt sofort, mit welcher Sorgfalt, mit welch erlesenem Geschmack hier alles zusammengetragen ist.

Hell, schön und strahlend kommt mir das Mädchen Till gleich entgegengelaufen. — „Oh, das ist prächtig, daß Sie kommen — ich habe Vater schon so viel von Ihnen und unserer gemeinsamen Fahrt erzählt, daß er ganz neugierig geworden ist."

„Ja, das stimmt!" Tills Vater schüttelt mir herzlich die Hand — auch er spricht Deutsch, wenn auch nicht ganz so akzentfrei wie die Tochter.

„Uns ist erst zu spät eingefallen, daß wir Sie gestern nicht gleich den ersten Tag in Singapore hätten allein lassen sollen. Hätten wir Ihr Hotel gewußt, dann hätten wir Sie noch angerufen — so aber war das nicht möglich."

„Ich habe in ein paar Hotels sogar nachgefragt", fällt das Mädchen Till ein. — Himmel, was ist sie doch hübsch, wie sie in ihrem weißen, ganz einfachen und doch so schicken Kleid dasitzt in dem tiefen Sessel, die braungebrannten Beine übereinandergeschlagen.

Ein Chinesenboy bringt Cocktails. — Ich habe von

der ersten Minute ab das Gefühl, als sei ich zu Hause, so gastlich und herzlich ist die Aufnahme.

Ich erzähle von meinen Ausflügen durch Singapore — die beiden lachen vergnügt über die Geschichte mit dem Kuli, der mich durch die ganze Stadt kariolte, bis er mich schließlich zu meinem Hotel brachte.

Und dann erzähle ich auch von der Hausdurchsuchung am Morgen.

Tills Vater ist ernst geworden: „Das ist ja toll! — Ich habe noch von keinem ähnlichen Fall gehört. Entweder sind Sie von irgendeiner Seite denunziert worden, oder man hält Sie aus irgendeinem Grunde für verdächtig, denn sonst ist doch solch ein „Morgenbesuch" gar nicht zu erklären!"

Und dann fügt er noch hinzu: „Man ist eben in dieser Zeit jetzt sehr aufgeregt. Viele sprechen von Krieg, ja rechnen sogar ganz fest damit. Und Sie sind Deutscher — das genügt schon, um für die Briten verdächtig zu sein!"

„Wieso spricht man von Krieg?" will ich wissen. „Als ich von Deutschland abfuhr, war doch alles ganz friedlich!"

„Ja, die Engländer hier — alle, die man spricht — wollen es genau wissen, daß noch in diesem Jahr ein Krieg mit Deutschland kommt. — Es ist fast so, als ob sie den gründlich vorbereiteten. Fragt man aber nach dem Grund, dann bekommt man immer wieder zur Antwort, daß es das Empire unmöglich länger mit ansehen könne, wie Deutschland von Jahr zu Jahr mächtiger wird und immer mehr dazu übergeht, die Zügel

der großen Politik in seiner Hand zu vereinigen — in einer sehr kräftigen Hand, wie die ganze Welt nach und nach zugibt.

Nach der Reihe von Mißerfolgen, die von der britischen Diplomatie in den letzten Jahren eingesteckt werden mußten, angefangen von der Rheinlandbesetzung bis zur Klärung der tschechischen Frage, glaubt man nun an der Grenze der Selbstaufgabe zu sein, wenn man sich die weitere Entwicklung Deutschlands tatenlos mit ansieht.

Das Problem Polen — die Frage Danzig — sie sind nun in den Augen der Engländer nicht mehr rechtliche Fragen, sondern Prüfsteine politischer Macht. Man will jetzt keine Konzession mehr machen, man will sich nun bockbeinig zeigen. Darin haben es die Herren an der Themse ja im Laufe der Jahrhunderte zu einiger Übung gebracht. —

Aber das alles wird den Engländern nichts nützen", fährt der Herr des Hauses richtig begeistert fort. „Euer Führer ist so genial, daß er die Briten so oder so in die Tasche stecken wird. Diese Entwicklung — der Aufstieg Deutschlands auf der einen Seite, der dadurch bedingte Niedergang des englischen Weltreichs auf der anderen — ist nicht mehr aufzuhalten. — Auch nicht durch einen Krieg.

Die Zeit war einmal da, wo es England noch möglich war, mit Deutschland zu einer Zusammenarbeit zu kommen, die den beiden führenden Mächten Europas ein reibungsloses Nebeneinanderleben für die Zukunft gesichert hätte. Die Engländer haben die Chance verpaßt.

Wie der Eingang zu einer Menagerie wirkt solch ein Chinesenhaus in Singapore

Der Binnenhafen von Singapore mit seinen unzähligen seltsam überdachten Frachtkähnen

Ich glaube, das wird ihnen über kurz oder lang noch leid sein. Geschieht ihnen recht, ich vergönne es der englischen Selbstherrlichkeit und dem englischen Hochmut aus aufrichtigstem Herzen ...

Aber vergessen wir dabei nicht zu trinken! Herzlich willkommen, hier bei uns!" — Tills Vater hebt sein Glas.

„Wissen Sie, wenn man hier draußen sitzt, dann hat man einen viel besseren Blick für die Entwicklung der Dinge, als wenn man sie aus dem Zentrum des Geschehens, von Europa aus, sieht.

Die feinsten Regungen Europas rufen hier bereits ein Zittern hervor und man spürt jede kleinste Erschütterung des englischen Empire. Man ahnt das kaum, wenn man als Fremder hieher kommt.

Indien, das ist heute ein Vulkan, bei dem man nicht weiß, welche Kräfte morgen losbrechen werden. Die Engländer halten mühsam die äußere Ordnung aufrecht — ja, nicht einmal das gelingt ihnen ganz. — Schwankt aber die Stellung des Empire, ja gibt es auf der Insel nur Anzeichen der Schwäche oder der Verwirrung, dann wird es sich nicht aufhalten lassen, daß der Vulkan hier zu spucken beginnt.

Das englische Weltreich hat bisher als Grundlage vor allem das festverankerte Vertrauen in die englische Macht gehabt. Die Briten waren die Herren, und ihr Herrentum war etwas so Selbstverständliches, daß die unterdrückten Völker nicht einmal daran dachten, die Fesseln der fremden Herrschaft zu sprengen, weil schon der Gedanke daran vermessen erscheinen mußte und weil

die Völker zum anderen Teil auch noch nicht erwacht waren.

Das Empire ist durch Propaganda, Intrigen, unterirdisches Spiel, Bestechungen und Waffengewalt zusammengehalten. Dabei waren die Engländer stets mit zweifellosem Geschick bemüht, die von ihnen Unterdrückten nicht so recht zum Bewußtsein gelangen zu lassen, daß sie überhaupt unterdrückt werden.

Oh, darüber könnte man viel sagen — das ist ein langes Kapitel, und wir hier haben uns über dieses Problem schon oft den Kopf zerbrochen.

Wir haben uns dabei auch die Frage vorgelegt, was dann wird, wenn das Empire sich auflöst — und damit muß man jetzt zu rechnen beginnen, denn, ob Krieg oder nicht Krieg, diese Tatsache rückt durch den Machtkampf zwischen den Deutschen und Engländern jeden Tag näher!

Wer hier in Singapore die Augen offen hat, der konnte schon oft Anzeichen dafür bemerken, wie es im Gebälk des Empire knistert, weil unter den Strömungen unserer Zeit, weil sich aus dem Erwachen der Völker die Entwicklung auch von sich aus gegen das Weltreich der Engländer wendet. —

Aber wir wollen jetzt essen!"

Ein Chinesenboy hat mit einer tiefen Verbeugung die Tür zum Eßzimmer geöffnet — und drinnen wartet ein mit vielen Vorspeisen reichgedeckter Tisch, hinter dem drei weitere Boys stehen.

„Ja", nimmt der Hausherr die Unterhaltung wieder auf — „wir haben in den nächsten Jahren wohl starke

Umwälzungen in der Welt zu erwarten. Das scheint mir selbstverständlich zu sein. Ob es Krieg gibt, oder ob sich Deutschland seine Position auf andere Art erkämpft — ist dabei noch nicht zu übersehen.

Ihren Führer muß man jedenfalls als den beherrschenden Mann der gegenwärtigen Weltpolitik anerkennen. Das will man hier nicht so recht wahrhaben, das ist aber für jeden, der sehen kann, völlig klar.

Ich selbst —" und er hebt sein Glas, um auf mein Wohl zu trinken, „bin ein alter Freund der Deutschen und habe drum mit Freude die Entwicklung der letzten Jahre verfolgt, mit Freude und einer aufrichtigen Bewunderung. — Es gibt für Ihren Führer keinen Gegenspieler und mit dem stärksten Volk Europas hinter sich ist er schon jetzt politisch nicht mehr zu überspielen. Ich denke, London wird das nun doch wohl auch bereits ein wenig zu merken anfangen.

Noch vor ein paar Jahren, ja noch vor einem Jahr hätten die Engländer vielleicht durch einen Präventivkrieg den deutschen Aufstieg abwehren können. — Heute ist das vorbei, und Deutschland hat mit einem Geschick sondergleichen alle die Klippen in dem wirklich gefährlichen Spiel während der letzten Jahre zu umschiffen gewußt.

Ja, ich freue mich darüber, denn ich liebe die Deutschen und auch hier sind mir die Deutschen schon seit vielen Jahren der liebste Verkehr.

Was mir übrigens jetzt bei den Engländern — und ich bin in einer englischen Gesellschaft hier Direktor — ziemliche Schwierigkeiten macht. Aber —" er lacht auf

seine ursprüngliche und offene Art — „sie können mich gebrauchen und bei ihnen hat schon immer in erster Linie das Geschäftliche regiert!" —

Wir sitzen noch lange zusammen. — Was ist dieser Schwede für ein prächtiger Mensch! Groß, schlank und sportlich, wirkt er trotz seiner weißen Haare viel jünger, als er ist, und lachen kann er wie ein Junge. Die Tropen haben seiner Frische nichts anhaben können, und seine hellen, blauen Augen sind ein seltsamer Kontrast zu der bräunlichen Gerbung seiner Haut. —

Daneben seine Tochter —. Von einer guten Rasse sind sie, diese beiden! Richtige gesunde und natürliche Nordländer!

Wir sitzen noch lange nach dem Essen bei Kaffee und Kognak.

Wir sprechen, als würden wir uns schon Jahre kennen — und ich fühle mich mitten in der fremden Stadt, mitten in einer fremden Welt, ganz zu Hause!

„Die Welt wird sich in den nächsten Jahren zu vier großen Interessensphären umgruppieren: in den europäischen Kreis mit Deutschland als Mittelpunkt, in den amerikanischen, den russischen und den japanisch-chinesischen Machtkreis."

Das sagt der Hausherr noch, bevor ich mich verabschiede.

Und ich gehe fort, den Kopf voll mit Überlegungen, das Herz voller Unruhe: Gibt es wirklich Krieg? — Krieg jetzt, wo ich hier weitab von der Heimat in einem fremden Erdteil sitze?!

Soll ich meine Reise abbrechen und nach Hause zurückfahren? — Ach was, denke ich schließlich, auch im vorigen Herbst sah es nach Krieg aus, damals, als das Sudetenland ins Reich zurückkehrte — und doch lief dann alles friedlich aus. —

Sie werden hier das Geschehen in Europa zu aufgeregt betrachten und aus der Entfernung zu kritisch beurteilen! Ja, gewiß!

Jetzt ist es Mitte Juli — in ein paar Tagen bin ich auf Java und werde ja hören, was man dort sagt. Ich habe Empfehlungen an Deutsche dort in der Tasche — sie werden besser Bescheid wissen, auf sie werde ich mich verlassen können.

Ein Abend mit dem Mädchen Till

Am Abend bin ich mit dem Mädchen Till zum Essen in einem Hotel verabredet.

Sie holt mich schon eine Stunde vorher mit einem langen amerikanischen Zweisitzer ab, denn sie will mir, wie sie lachend sagt, die Stadt doch auch von einer anderen Seite zeigen, als dies gestern mein Kuli tat. — Man muß in Singapore schon richtig Auto fahren können — hier in diesem wirren Durcheinander, in dem man beständig aufpassen muß, daß man nicht Eingeborene überfährt, die, ohne auf etwas zu achten, über die Straße trotten, daß man nicht mit den Rikschas kollidiert oder nicht selbst angefahren wird. — Aber das Mädchen Till fährt großartig und wie ein Mann so sicher.

Ihr macht es sichtlich Spaß, und wenn es die Straße erlaubt, dann springt der große Wagen wie ein Panther nach vorn und rauscht über den Asphalt.

Die blonden Haare des Mädchens fliegen, und die leichte Kühlung, die man bei dem Fahrtwind spürt, tut gut.

Wir fahren durch prächtige Straßen und über weite Plätze zum Binnenhafen hinunter mit seinen unzähligen

seltsam überdachten Frachtkähnen und den Pfahlhütten, die weit hinaus ins Wasser reichen. An Tempeln, deren Türme mit Hunderten von Statuen übervölkert sind, geht es dann vorbei in Malaiendörfer, wo Ochsengespanne langsam dahinknarren und hinter hohen Bäumen kleine Häuschen stehen, in die bei unserm Nahen nackte Kinder eilig verschwinden ...

Es ist Abend, bis wir wieder in der Stadt zurück sind. Wir parken vor einem großen Hotel, vor dem eine ganze Reihe Autos steht.

Ein majestätischer Portier grüßt uns im Eingang, und durch eine hohe, weite Halle kommt man in einen festlichen Speisesaal.

Ein Heer chinesischer Diener bedient die einzelnen Tische, die bunt mit Blumen geschmückt sind. Neben den weißen Smokings, den Abendanzügen oder Uniformen der Europäer, neben großen Toiletten eleganter Frauen sieht man an anderen Tischen auch Chinesen sitzen — stark gepuderte Frauen — gelbgesichtige Männer. — Das Geld hat die Schranken, die hier einst streng schieden, überbrückt.

Till und ich sitzen in einer Ecke an einem kleinen Tisch. — Lichter flackern — eine Musik spielt. Es ist sehr hübsch und festlich.

Eine riesige Speisekarte bietet alles, was man sich denken kann.

Chinesenboys tragen Speise auf Speise heran. — Es geschieht mit einer fast feierlichen Betonung, die man in den Tropen bei jeder Mahlzeit spürt.

Prost, Mädchen Till — ich sehe in ihre hellen, blauen

Augen — Musik spielt — und ich habe vergessen, daß es Krieg geben könnte — und alles das.

Sie hat ein langes, hellblaues Abendkleid an, aus dem sich ihre braungebrannten Schultern und ihr zarter Hals wundervoll hervorheben. Ihr blondes Haar schimmert im Licht der Kerzen wie Gold und in dem Ausschnitt des Kleides glitzert ein blauer Stein mit tausend kleinen Funken.

Auf einmal sieht das Mädchen Till sehr angespannt zu einem Tisch am andern Ende des Speisesaals hinüber. Ihre blauen Augen sind geweitet, und ich schaue unwillkürlich gleichfalls dorthin, wo irgend etwas ihre besondere Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen scheint.

„Ach", entfährt es mir erstaunt. — Dort drüben sitzt kein anderer als Mister Smith, der „Kaufmann aus Nottingham", sitzt zusammen mit einigen merkwürdig aussehenden Individuen, die weiße Smokingjacken tragen, aber ihren Gesichtern nach eher in ein Verbrecheralbum gehören.

„Ach", sagt auch das Mädchen Till und mit dem gleichen gespannten Ausdruck fügt sie in Gedanken hinzu: „Jetzt glaube ich auch zu wissen, wo ich diesen Mister Smith schon einmal gesehen habe . . .

Vor zwei Jahren wurde ich einmal hier in Singapore unfreiwillig Zeugin eines Ereignisses, von dem später die Zeitungen viel Aufhebens machten. Ein junger Inder wurde nämlich damals mit seinen Mitarbeitern hier in einem Hotel verhaftet, man sagte ihm nach, daß er das Haupt einer indischen Verschwörung gewesen sei, die

einen Anschlag auf den englischen Vizekönig vorbereitet hätte.

Ich mußte mit meinem Auto halten, weil es vor dem Hotel einen Menschenauflauf gab. Und da wurde der Inder — er sah stolz und großartig aus und blickte weder rechts noch links — mit seinen Männern gefesselt abgeführt. Hinter ihnen aber ging dieser Mann, dieser ‚Mister Smith'.

Ich weiß es jetzt ganz genau, denn sein Gesicht prägte sich mir damals unwillkürlich ein, und vergeblich grübelte ich auf dem Schiff die ganze Zeit darüber nach, wo mir diese Züge schon einmal begegnet waren.

Es ist kein Zweifel, und es ist sicher, daß er zum Secret Service gehört. —

Ob nicht die merkwürdige Hausdurchsuchung bei Ihnen heute früh auch auf Mister Smith zurückzuführen ist?"

„Das könnte wohl sein."

Während wir hinübersehen, blickt auch der Mann dort drüben, so als fühle er, daß man ihn beobachtet, auf und schaut zu uns herüber.

Er verzieht sein braunes Gesicht zu einer lächelnden Grimasse — und sein Lächeln wirkt höhnisch, während er sich mit übertriebener Höflichkeit zu uns her verneigt.

Wir danken kurz. O, wir wollen nichts mehr von ihm wissen, und das Mädchen Till spricht schnell von etwas anderem.

„Und morgen fahren Sie weg?" fragt sie.

„Ja, morgen muß ich weiterfahren — aber wenn ich zurückkomme, dann darf ich wieder bei Ihnen guten Tag

sagen? Ja? — Vielleicht denkst du inzwischen einmal an mich?"

Ich habe plötzlich ‚du' gesagt — es geschah, ohne daß ich es besonders überlegt hätte —

„Ja, sagen wir doch ‚du', wir kennen uns doch nun schon so lange!"

Ich küsse ihre feste kleine Hand. — Zum Teufel, es wird mir verdammt schwerfallen, morgen hier wieder wegzufahren.

Da hat einem draußen, in einer fernen Welt, plötzlich eine kleine nordische Hexe das Herz gestohlen!

Dies blonde Mädchen — die Musik — die Abendanzüge rings umher — die Chinesenboys und der Wein — alles ist so festlich. Und unsere Herzen schlagen einander zu — wir sprechen, und es sind alles nette, liebe Worte, die wir einander sagen.

Wir tanzen später, dann sitzen wir in beguemen Sesseln, und die Musik spielt sehr weich und sehr schmeichelnd.

Das Lachen des Mädchens Till ist so perlend wie der Sekt, den wir trinken.

Es ist schon spät, als wir nach Hause fahren. Sie bringt mich zu meinem Hotel: „Du findest ja doch nicht allein zurück!"

Vor der Tür ein kleiner, flüchtiger und zögernder Kuß — „Morgen bringe ich dich zum Schiff — auf Wiedersehn — schlaf schön!"

Das lange Auto mit dem blonden Mädchen zischt davon. Sie winkt noch einmal mit einer Hand zurück — dann ist das Auto verschwunden.

Vor mir steht lange noch dies schmale Gesicht, aus dem beim Lachen eine Perlenreihe weißer Zähne blitzt und das von einem goldenen Hauch blonden Haares umrahmt ist —

Mein Herz ist voll — und ich schlafe glücklich unter meinem Moskitonetz mit meiner kühlen „holländischen Frau".

Nach Batavia

Mein Schiff liegt im Hafen — abfahrbereit. Es ist ein großes holländisches Schiff, das mich nach Batavia bringen soll.

Am Kai stehe ich mit dem Mädchen Till.

Es geht ans Abschiednehmen und „Abschied nehmen heißt ein wenig sterben", sagt irgendein Lied, das mir gerade einfällt. — Reisen ist immer ein wenig sterben. Man läßt etwas zurück, von dem man nicht weiß, ob man es wiedersieht. Während man Neuem entgegensegelt, bleiben kleinere oder größere Episoden sterbend zurück, und ich glaube, dies hier in Singapore war eine größere Episode.

Ich bin richtig traurig, daß ich Abschied nehmen muß, aber das Schiff will nicht länger warten und ich muß weiter.

Auf Wiedersehen, Mädchen Till, auf Wiedersehen! — Wie schwer sich die Hände voneinander lösen!

Ich stehe noch lange an der Reling, während das Schiff schon seine Bahn durchs Wasser zieht. Ich stehe und winke, so lange ich noch dort drüben blondes Haar sehen kann und ein helles Taschentuch, das zurückwinkt.

Oh, man kann sein Herz nicht gegen Verlust versichern!

Ja, ich stehe noch sehr lange an der Reling. Dann setze ich mich in eine stille Ecke an Bord. — Ein neuer heißer Tag. Wieder, wie alle Tage, ein blaßblauer, schimmernder Himmel, wieder kaum Wind, geschweige denn Kühlung. — —

Ich lege mich auf das Bett in meiner Kajüte und lasse mir das Essen dorthin kommen. Ich liege da und starre an die Decke. Draußen plätschert das Wasser an die Bordwand. Ich bleibe den ganzen Tag über in meinen vier Wänden und habe ein wenig Sehnsucht nach dem Mädchen Till.

*

Es ist schmuck, dieses holländische Schiff — nichts dagegen zu sagen. Die Offiziere, die Mannschaften und das Personal — sie alle sind Holländer. Sehr sauber ist das ganze Schiff, alles weiß und hell. Auf Deck kann man allerlei Sport treiben. Es gibt sogar ein kleines Bassin, in dem geschwommen wird. Ein Schiff, auf dem man an sich fröhlich sein sollte, denn man hat alles daraufhin eingerichtet und alles so bequem wie möglich gemacht.

Aber merkwürdig — man ist nicht lustig. Es ist eine Spannung, es ist Nervosität über allem, es ist wie ein Gewitter, das in der Luft hängt, und die Menschen scheinen sich zu beeilen, noch vor dem Gewitter nach Hause zu kommen.

„Es gibt Krieg!" hatte der dicke Holländer geächzt, mit dem ich gestern abend in der Bar zusammensaß,

und er hatte sich dabei die Schweißperlen von der Stirn gewischt. „Es ist eine verdammte Zeit, der ganze Erdball brodelt. Es gibt gewaltige Umwandlungen, und ich fühle das wie Gicht in meinen Knochen!"

Ich sprach mit dem Kapitän, der ein richtiger alter Seebär ist und eine freie Seele hat, wie alle echten Seeleute.

Es war ein politisches Gespräch, das wir führten, und es war davon ausgegangen, daß ich mit einem Menschen über meine Unruhe reden wollte, die mich begreiflicherweise bei dem Gedanken beherrschte, daß mich ein Krieg fernab von der Heimat überraschen könnte.

Was denken die Holländer über Deutschland, was sagen sie zu der künftigen Entwicklung, was von der Möglichkeit eines neuen Krieges?

„Ich bin ein Seemann und bin zugleich so etwas Ähnliches wie ein Offizier, ein Soldat, und als solcher bewundere ich das, was in den letzten Jahren bei euch in Deutschland geschehen ist, und ich kann gar nicht genug Worte der Anerkennung dafür finden, was das deutsche Volk seit 1918 fertigbrachte. Wir auf See konnten es ja am besten beurteilen, denn wir sahen es mit eigenen Augen, wie ihr Deutsche mit jedem Jahr wieder eure alten Positionen zurückerobert habt, wie ihr, die man aus dem Welthandel völlig und für immer ausgeschaltet glaubte, wieder hier und dort aufgetaucht seid, wie ihr euch wieder durchgesetzt habt, wie plötzlich ein deutsches Schiff als schnellstes der Welt das blaue Band des Ozeans erobert, wie ein deutscher Zeppelin

erstmals mit seinem riesigen Leib die Meere zwischen Europa und Amerika überbrückt hat.

Ohne daß man es merkte, wart ihr plötzlich wieder da — arbeitend, denkend, um jeden Meter ringend setztet ihr euch wieder durch.

Ich habe aus mancher Überlegung heraus die Erkenntnis gewonnen, daß einem solchen Volk die Zukunft nicht zu versperren ist, und ich bemühe mich nicht nur, euern Führer zu verstehen, ich bewundere ihn auch, ihn und das, was Deutschland in den letzten Jahren getan und erreicht hat.

Das ist aber nicht die allgemeine Meinung des Holländers, sondern die eines holländischen Seemannes, wie ich wohl betonen muß; die meisten meiner Landsleute, vor allem die hier in Holländisch-Indien, denken allerdings nicht so wie ich.

Juden und Freimaurer haben hier dafür gesorgt, daß man das antisemitische Vorgehen in Deutschland als einen Schlag gegen die „freie" Gesinnung des Holländers ansah.

Holland ist zudem klein, und sie haben Angst bekommen vor dem mächtigen Deutschland, das an unserer Grenze immer stärker und stärker wurde.

Wie jedes kleine Volk, so sucht auch das holländische seinen Schutz gegen den Stärkeren hinter dem Schilde der sogenannten Moral und des sogenannten Menschenrechtes.

In Holländisch-Indien sorgte weiterhin die deutschfeindliche Propaganda für eine mißverständliche Aufnahme der deutschen Rassegrundsätze. Dieser Propaganda

sind die Deutschen seinerzeit wohl nicht wirksam genug entgegengetreten.

In Niederländisch-Indien führt meiner Meinung nach der Entwicklungsgang analog dem in Südamerika dazu, daß die gemischte Bevölkerung die Regierung mehr und mehr selbständig in die Hand nehmen wird und sich daraus langsam, aber sicher eine weitgehende Unabhängigkeit von Holland ergeben dürfte. Das ist, wie gesagt, heute meine private Ansicht. Was nun die Sympathien des Holländers betrifft", und dabei lächelte der Kapitän ein wenig, „so sind diese außerdem stets zu einem guten Teil abhängig von wirtschaftlichen Dingen. Sie haben es noch immer nicht verwunden, daß Deutschland ihnen die Kriegsschulden nicht ganz pünktlich zurückzahlte.

Ihre Angst vor dem mächtigen Nachbarn aber wurde — durch gegnerische Propaganda geschürt — noch größer, als Deutschland die tschechische Frage regelte, und damit in Zusammenhang kommt immer wieder die Furcht um die eigene Unabhängigkeit zum Vorschein.

Der Holländer liebt keine Unruhe — er haßt alle, die solche Unruhe erzeugen könnten, schon von vorneherein, weil sie ihm unbequem sind. Er ist sehr subjektiv in seiner Weltbetrachtung, und in seiner Vorstellung ist die deutsche Forderung nach Lebensrecht ‚Machthunger', ist die konsequente Haltung des deutschen Führers ‚Starrköpfigkeit, Eigensinn und Unnachgiebigkeit, die zum Kriege führen müssen'.

Ja, so denken meine Landsleute — jedenfalls die meisten von ihnen. Sie sind nun einmal so", und er

An einer breiten Straße in Batavia steht das Haus des deutschen Doktorpaares . . .

Ein Blick in das Innere des Doktor-Hauses

lachte ein wenig spottend — „ja, so sind sie nun einmal." — Es klang fast so wie eine Entschuldigung.

Ich kann nicht sagen, daß mich dieses Gespräch nun gerade beruhigte. Nein, das kann ich wahrhaftig nicht sagen.

In Javas Hauptstadt

35 Grad zeigt das Thermometer. Das Meer scheint zähflüssig wie Sirup. Und so ruhig ist es — und Hitze — Hitze —

Stampfend dreht sich mein Schiff um die eigene Achse an den Pier von Batavia.

Da liegt nun Java und vor uns lebt hastend und arbeitsam seine Hauptstadt.

Es ist wieder das typische Hafenbild hier unten. Schreiende und gestikulierende Eingeborene, die Lasten schleppen. Und die vielen Karren und Autos — alles sehr bunt, alles sehr lebendig.

Die Zentrale Niederländisch-Indiens ist eine reiche und große Stadt.

Ich habe eine Empfehlung in der Tasche an einen deutschen Arzt, der zu den bekanntesten Männern nicht nur Indiens, sondern sogar Asiens gehört. Man hatte mir viel von ihm erzählt. Er habe hier unten als Mensch und als Arzt einen fast sagenhaften Ruf, sei Freund aller Unglücklichen, Ratgeber aller Bedrückten, ein Deutscher, zu dem jeder Vertrauen hat.

Ich halte im Zentrum, in einer breiten Straße vor einem schlichten, großen Haus. Es ist noch früher Vormittag und trotzdem parken vor dem Haus bereits mehrere Autos.

Es ist ein typisch deutsches Haus, das hier mitten in Batavia steht. Es wirkt gleich heimatlich, wenn man eintritt, obwohl ein eingeborener Diener in stummer Ergebenheit die Tür öffnet, obwohl ein zweiter Eingeborener den Gast dann weiterführt. Man fühlt sich gleich zu Hause.

Ein braungebrannter Mann im weißen Tropenanzug mit grauem Hut, eine dicke Tasche unter dem Arm, kommt mir entgegen. Er hat einen großen, klugen Kopf und schüttelt mir kräftig die Hand. Aufrichtige Freude, einen Landsmann zu sehen, der eben aus Deutschland kommt, leuchtet aus seinen frischen, hellen Augen.

„Das ist nett, daß Sie zu uns gefunden haben", begrüßt er mich mit seiner tiefen, tönenden Stimme voller Herzlichkeit. Aus seiner Aussprache hört man sofort seine bayrische Heimat heraus.

„Vorläufig freilich müssen Sie mit meiner Frau vorlieb nehmen, denn ich muß jetzt gerade auf Praxis fahren — das ist jeden Tag so, und da gibt es keine Ausnahmen. Aber tun Sie nur ganz so, als ob Sie zu Hause wären — die Diener bringen Ihnen alles, was Sie wollen."

Ja, der Doktor hat seinen festen Tageslauf vorgezeichnet, und die Stunden zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang sind für ihn ausgefüllt mit rastlosem Schaffen.

Schon morgens um sechs Uhr läutet das Telephon

von allen Seiten. Um sieben Uhr werden bereits die ersten Hauspatienten empfangen. Um neun Uhr wird gefrühstückt, und dann wartet schon das Auto des Doktors vor der Tür und er fährt bis fünf Uhr nachmittags die lange Tagesliste der Patienten ab, fährt zu Europäern und Arabern, Javanern und Chinesen, zu Armen und Reichen. Und wohin er mit seiner unvermeidlichen Arzttasche kommt, da wird man ruhig und zuversichtlich, denn das bloße Erscheinen dieses so wunderbar ausgeglichenen, urwüchsigen und überlegenen Mannes wirkt wie die Gesundheit in Person.

Um fünf Uhr wird gegessen, und dann zieht sich um sieben Uhr der Doktor einen leichten indischen Rock an. Das ist das Zeichen, daß er nunmehr die Arbeit beendet hat und der Familie, seinen Gästen und seinem Heim gehört.

Großartige Ergänzung zu diesem Mann ist die Hausfrau, die mich wie ihr Gatte voll natürlicher Herzlichkeit begrüßt. Tüchtig, schick und elegant, selbst erfahrene Ärztin, ist sie ihrem Mann Assistentin, ihren Kindern eine wunderbare Mutter, den Gästen eine glänzende Hausfrau, die ganz großartig das etwas rauhe Temperament des Mannes dämpft.

Ja, das sind sie, diese beiden Prachtmenschen, die hier in fremdem Land durch ihr eigenes Beispiel lebendige Propagandisten ihrer deutschen Heimat sind, Deutsche von bestem Schrot und Korn, wie man sie in so schöner Verkörperung deutscher Eigenart gerade dort nicht selten finden kann, wo es gilt, in fernem Land auf Vorposten zu stehen. —

Ich werde gleich an einen Frühstückstisch herangesetzt, an dem bereits andere Gäste sitzen — ein junger Holländer, der aus Tambi nach Batavia gekommen ist, ein junges Mädchen, eine Deutsche, die für ein paar Wochen hier zu Besuch weilt, ein holländischer Offizier, der den Doktor zu einer Konsultation besuchte und zum Frühstück gleich dageblieben ist, und ein Arzt, der zu dem erfahrenen Kollegen kam, um ihn in einer heiklen Angelegenheit um seine Meinung zu fragen.

Es gibt eigentlich immer Gäste hier. Sie haben einen großen Kreis von Freunden, diese beiden Deutschen, und Menschen kommen zu ihnen, sei es, um sich Rat zu holen, um mit ihnen zu plaudern oder auch nur, um die Ruhe und die Harmonie dieses Hauses zu genießen. Man braucht sich gar nicht besonders anzusagen. Man kommt einfach. Man bleibt auch ruhig da, selbst wenn der Doktor auf Praxis und seine Frau im Laboratorium beschäftigt ist — die Diener bringen einem, was man will, und man weiß, daß man willkommen ist zu jeder Stunde des Tages. —

„Sie wohnen, bis Sie sich hier zurechtgefunden haben, natürlich erst einmal bei uns", sagt die Doktorin. „Ich habe Ihre Koffer schon heraufbringen lassen. Sie müssen uns viel von zu Hause erzählen. Aber das später, denn jetzt muß ich erst einmal ins Laboratorium, denn ich bin ja auch zugleich Krankenschwester und Laborantin meines Mannes!"

Ihr herzgewinnendes Lächeln macht uns allen das Bleiben leicht, ja, zu einer Selbstverständlichkeit.

„Oh, sie sind prächtige Menschen, diese beiden Dok-

tors, nicht wahr?" — Das junge Mädchen ergänzt das, was ich von unseren Gastgebern schon weiß, und erzählt mir Näheres darüber, wie diese beiden hierher gekommen sind.

Der Doktor war während des Weltkrieges Stabsarzt in einem bayrischen Regiment und seine Frau war, bevor sie sich heirateten, gleichfalls Ärztin. Nach dem Kriege erhielt sie hier in Niederländisch-Indien, auf Java, eine Gouvernementsanstellung und ihr Mann kam natürlich mit.

Nun leben die beiden bereits seit zwanzig Jahren hier unten, der urwüchsige Doktor und seine Frau, und von Jahr zu Jahr drang ihr medizinischer Ruf weiter hinaus, und der Doktor mit seinem weißen Tropenanzug, dem unvermeidlichen grauen Hut auf dem breiten Schädel und der nie fehlenden Arzttasche unterm Arm wurde eine fast legendäre Gestalt für alle die, die Hilfe und Heilung suchten.

Schon bald nachdem die beiden nach Batavia gekommen waren, begründete ein besonders schwieriger Fall seinen Ruf.

Das Kind eines reichen Chinesen, der einzige Sohn, lag im Sterben, und man kam der Krankheit nicht auf die Spur. Die Ärzte Batavias hatten den kleinen Patienten aufgegeben, und der Vater war fast von Sinnen vor Verzweiflung.

Durch einen Zufall wurde zuletzt auch noch der deutsche Arzt hinzugezogen.

Er erschien ruhig, robust und stark mit seiner Wundertasche, untersuchte das Kind sehr gründlich, sagte nicht

viel, handelte schnell, schickte alle fort, die unnütz um das Bett des kleinen Patienten herumjammerten, holte Tabletten heraus und eine Spritze, machte eine Injektion, packte seine Sachen wieder zusammen und sagte, bevor er ging, nur das eine, daß er sich verbäte, daß irgend jemand anderer in seine Behandlung hineinpfusche.

Er kam am gleichen Tage noch zweimal wieder. Er kämpfte in ruhiger, schweigsamer Verbissenheit mit dem Tode und nach drei Tagen hatte der Arzt gesiegt. Der kleine Chinesenjunge war gerettet. Der Doktor hatte rechtzeitig eine ziemlich seltene typhöse Erkrankung erkannt und sie mit den richtigen Maßnahmen wirksam bekämpft.

Der reiche Chinese, dessen Sohn auf diese Weise gerettet worden war, wußte kaum, wie er dem Doktor danken sollte.

Und dieser Fall machte mit einem Schlag den deutschen Arzt auf Java bekannt. Seine Praxis wuchs von Monat zu Monat, und so wie er als Arzt berühmt wurde, so lernten ihn seine Patienten als Menschen schätzen, als einen Mann, der auch den Armen half, der für jeden zur rechten Zeit den rechten Rat wußte und der sich stets als ein verläßlicher, treuer Freund und als ein uranständiger Kerl erwies.

Ein typischer Deutscher mit einer rauhen Schale und einem warmen Herzen, ein Arzt, ein unermüdlicher Arbeiter und dabei ein Philosoph, der bei seinen Visiten im Auto stets einen großen Schreibblock mit sich führt und während der Fahrt Notizen macht, Notizen zu

medizinischen und philosophischen Schriften, die seine Nebenbeschäftigung sind.

Aber das ist nicht alles. Das Haus des Doktors ist ein Sammelpunkt der deutschen Kolonie Niederländisch-Indiens. Er ist bei ausgezeichneten Theatervorstellungen, die von einer Theatergruppe der deutschen Kolonie gegeben werden, der Regisseur. Er bearbeitet selbst die Stücke für ihre Aufführung in Indien. Dieser robuste Mann zeigt dabei ein staunenswertes Geschick und ein geradezu zartes Einfühlungsvermögen.

So ist er im Lauf der Jahre für einen weiten Kreis unentbehrlich geworden, und über politische Schwierigkeiten, über die Hetze feindlicher Propaganda, über mancherlei Boykottbestrebungen gegenüber Deutschen, über grundlose Verdächtigungen und Schwierigkeiten, die man ihm in den Weg legen wollte, hat stets sein Menschentum gesiegt!

Mit dem deutschen Doktor unterwegs

Ich bin nun schon einige Tage in Batavia, fühle mich in dem Hause der prächtigen Doktorsleute völlig heimisch und aus diesem sicheren Port heraus lerne ich die fremde Stadt kennen, durchstreife die Straßen, mache die Bekanntschaft vieler Menschen — bei den Doktorleuten zu Hause, im Deutschen Klub, dem Zentrum der deutschen Kolonie hier, bei Besuchen und Gesellschaften, zu denen ich mitgenommen werde. Dank meinen Gastgebern finde ich überall offene Türen und freundlichste Aufnahme. —

Heute früh fahre ich mit dem Doktor zum erstenmal auf Praxis.

Wir kommen zunächst nach Alt-Batavia hinein, wo alte, anheimelnde Häuser mit buntbewegtem Dachwerk am stillen Wasser träumen und so sehr an Holland erinnern und an seine Grachten ...

Dann geht es aus Batavia, aus den breiten Straßen mit europäischen Häusern und modernen Riesenhotels hinaus in die Vorstadt. Wir fahren an fliegenden Restaurants vorbei, um deren Leckerbissen die ganze Familie des Inhabers steht und hockt. Wir fahren auf schwankenden Brücken, über tiefeingeschnittene Flußläufe,

und die Wipfel hoher Palmen schlagen über uns zusammen. Rechts und links dehnt sich weithin der Urwald. Immer seltener werden hier, am äußersten Ende der Vorstadt Batavias, die dürftigen Hütten der Eingeborenen. Aber auch hier herrscht noch reges Leben. Schwer beladene Wagen, Tragtiere und Menschen sperren jeden Augenblick die immer primitiver werdende Straße ...

Überall ist unser Doktor zu Hause, in den armseligen Eingeborenenhütten genau so wie in den großen Häusern der Reichen. —

Wir treten durch eine niedrige Tür, deren Vorhang man beiseite schiebt. Das Häuschen besteht nur aus einem einzigen Raum, in dem die Eingeborenenfamilie — es ist die eines kleinen javanischen Beamten — zusammenwohnt. Der Mann ist krank. Er hat hohes Fieber, redet wirres Zeug, und die zahlreiche Familie ist in ihrer Verzweiflung darüber anscheinend völlig durcheinandergeraten.

In einem riesigen Bett, das von einem Moskitonetz umgeben ist, liegt der Kranke. Eine Schar Kinder, um die sich in der allgemeinen Verwirrung anscheinend niemand kümmert, heulen und machen einen Riesenkrach. Eine junge Frau schimpft, und am Bett sitzt selbstvergessen ein uraltes Mütterchen, die Großmutter, die irgendwelche Zauberformeln stammelt, um den „bösen Geist" aus dem Kranken herauszutreiben.

Eben noch Lärm, Durcheinander, Verzweiflung und Verwirrung — im selben Augenblick, wie der Doktor eingetreten ist, wird es plötzlich still. Sogar die Kinder schweigen. Es ist, als ob er, so wie er mit schwerem

Schritt und ruhigem Blick hier erschienen ist, Ruhe und Gesundheit mitgebracht hätte.

Er spricht ein paar Worte mit der jungen Frau, streichelt väterlich den Kindern über die Haare, schickt sie mit der Großmutter hinaus vor die Tür, untersucht, ohne viel Worte zu machen, mit selbstsicherer Gelassenheit den Kranken, der ihn starr anschaut, entnimmt der Tasche eine Medizin, verordnet das Nötige, und als wir ein paar Minuten später wieder gehen, da bleibt eine gesunde Stille zurück, und der Kranke ist eingeschlafen.

Wir kommen in eine andere Hütte. Hier wohnt ein eingeborener Unteroffizier, der am Morgen beim Doktor gewesen war und ihm angstvoll berichtet hatte, daß sein kleines Töchterchen schwer krank sei und die ganze Nacht schreie.

Der Mann erwartet uns bereits ungeduldig vor seiner Behausung, und als er den Doktor kommen sieht, geht ein Lächeln der Erleichterung über sein breites, gutmütiges Gesicht. Er eilt uns entgegen und empfängt uns gleich mit einem mächtigen Schwall dankbarer Worte.

Das Kleine, gerade zehn Monate alt, müsse etwas ganz Schlimmes haben und sie seien sehr in Angst, daß sie ihr Kind verlieren würden, das Liebste und Beste, das sie auf der Welt hätten ...

Der Doktor geht hinein in das Häuschen und sieht sich das Kind an, hebt es behutsam von der Lagerstätte hoch — behutsamer könnte das eine Mutter selbst nicht tun, und auch das Baby selbst scheint von der Ruhe

dieses großen Onkels beeindruckt zu sein, denn es schreit auf einmal nicht mehr.

Der Doktor untersucht es genau, und dann klopft er dem Vater beruhigend auf die Schulter: „Ist nicht weiter schlimm. Das haben wir in ein paar Tagen wieder in Ordnung!" Und er verschreibt ein Süppchen — „Sind nur Verdauungsschwierigkeiten!"

Wieder ein anderer Fall. Es ist wieder ein kleines Häuschen — sie gleichen sich alle irgendwie in ihrer spärlichen Einrichtung, in ihrem Durcheinander, in der schlechten Luft, den summenden Moskitos, dem engen Beieinanderwohnen vieler Menschen.

Hier wohnen Chinesen, und es gibt auch hier ein heilloses Durcheinander. Kinder brüllen, Frauen weinen, und ein junger Mann steht dem allen hilflos gegenüber: Der alte Vater liegt im Sterben.

Der Doktor übersieht mit einem Blick die Situation. Er tritt an das Bett des Alten, und dann wirft er mit gedämpfter Stimme, aber bestimmt und unerbittlich die anderen alle zunächst einmal hinaus.

Der Alte soll in Ruhe sterben. Hier ist nichts mehr zu machen. Klein, gelb und wächsern liegt der Kranke auf seiner Lagerstatt, und seine Seele ist dabei, zu den chinesischen Göttern zu entfliehen.

Der Doktor hat den Puls gefühlt, und dann geht der Koloß auf Zehenspitzen hinaus, holt den Sohn herein, ruft einen nach dem andern ganz zart an das Bett des Sterbenden, handelt still und unaufdringlich wie eine Mutter, und sie lassen sich führen wie Kinder. Sie sind still geworden in ihrem Schmerz, und sie danken stumm,

als der Doktor dem Toten die Augen zudrückt und dann hinausgeht, mit einem kleinen Nicken, wie die Verkörperung des Lebens, die hier aber nichts mehr vermag und nicht helfen kann, weil eben die Uhr abgelaufen ist.

So fährt der Doktor von Patient zu Patient, so kommt er in kleine Häuschen und große Paläste, so geht er zu Armen und Reichen. So ist er dabei, wenn neues Leben geboren wird, wenn altes verlischt, so heilt er, rät, lindert, beruhigt und ist so den ganzen Tag unterwegs, um Hilfe zu bringen. Und die reichen Holländer genau so wie die armen Javaner oder Chinesen, sie verehren in diesem deutschen Doktor nicht nur den Arzt, sondern vor allem den Menschen, diesen breiten, robusten Mann, der poltert, wenn es nötig ist, der aber auch behutsam, still und zart sein kann wie eine gute Frau.

Die Armen wissen, daß dieser Doktor auch zu ihnen kommt, wenn sie ihm für seine Bemühungen nichts bezahlen können, und wie oft schon hat dieser Deutsche ihnen nicht nur die Medikamente geschenkt, sondern ihnen auch noch mit Geld geholfen. Wie viele gibt es, die ihm Dank schulden! Ja, er ist so etwas wie ein Vater, der von Haus zu Haus geht und nach dem Rechten sieht.

Seltsames Land — seltsame Menschen

Die Tage eilen dahin. Es ist inzwischen August geworden, und ich habe mancherlei erlebt. Wir sind hinauf in die Berge gefahren, die sich, von Batavia siebzig oder achtzig Kilometer entfernt, über tausend Meter hoch erheben. Dort oben ist es kühler und frischer als hier unten, wo die Hitze täglich stärker brütet und wo man sich beständig nach etwas Schatten sehnt.

Es gibt glatte, breite und gute Straßen, auf denen man in die Berge fährt, an Reisfeldern vorüber, an Teeplantagen vorbei. Wenn man höher hinauf kommt, gibt es manchmal sogar etwas wie Wind.

Ich traf manchen Deutschen auf diesen Fahrten, manchen prächtigen Menschen, der hier auf Java Teepflanzer, Kaufmann oder Techniker ist.

Ich besuchte bei Tambi einen Deutschen, der hier eine Teepflanzung hat und der von seinem Vater her noch heute ein ganz außergewöhnliches Ansehen bei den Eingeborenen Javas genießt.

Er sah eigentlich gar nicht darnach aus, sondern erschien wie ein gemütlicher, lustiger Mann, der eher gute Beziehungen zu einem Whisky als zu irgendwelchen Göttern zu haben schien.

Wenn diesen wackeren Mann aber der Nimbus eines Hellsehers und Magiers umwitterte, so war das, wie gesagt, eine Erbschaft seines Vaters, der hier eine wichtige Rolle gespielt hatte.

Das war, wie man erzählt, ein riesiger, kraftstrotzender Mann gewesen, der schon lange vor dem Krieg als Kaufmann nach Java gekommen war. Der Riese hatte die Gewohnheit, sich von Dorf zu Dorf in einer Sänfte umhertragen zu lassen, und jedes Dorf mußte ihm zu diesem Zweck als Tribut, wenn er kam, acht Träger stellen.

Einmal hat ihm eine Gemeinde diesen Dienst verweigert und zur Strafe soll er sie verflucht haben. Niemand weiß zu sagen, wie es zuging, aber eine Seuche überfiel wirklich das Dorf und die Eingeborenen kamen schnell reumütig angelaufen, um den großen Magier zu bitten, den Fluch von ihnen zu nehmen.

Das soll er dann auch getan haben, und die Seuche soll dann wieder verschwunden sein.

Seitdem aber hatte der Riese einen großen Ruf in ganz Java, und was es auch mit seinem Magiertum für ein Bewandtnis gehabt haben mag — der Ruf blieb und vererbte sich auf seinen Sohn, der nun freilich, wenn man ihn sich richtig besah, ganz und gar nichts mit magischen Dingen zu tun hatte.

*

An einem Abend waren wir, als es kühler geworden war, in Batavia zum Passagambi gegangen. — Das ist so etwas Ähnliches wie in München das Oktoberfest,

natürlich ein wenig ins Indische übertragen. Da sind Luftschaukeln und Schlangenbeschwörer. Da sind Verkaufsbuden und Wahrsager. Da ist ein Zirkus. Da gibt es Buden, und das alles ist strahlend beleuchtet mit tausend Lichtern. Es dudelt und quiekt. Leierkästen streiten mit der grellen Musik der Karussells — ein richtiger Rummel mit allem Zubehör.

Wir waren in großer Gesellschaft dort und es war sehr lustig.

Seltsam, die Eingeborenen zu sehen, wie sie still und schweigend an allen diesen Lustbarkeiten vorübergingen, mit großen Augen vor sich hinstarrten und wie erstaunte kleine Kinder den Karussells und dem ganzen bunten Treiben zusahen. Nur selten, daß einmal einer in eine Luftschaukel stieg. Sie betrachteten diese Dinge mit etwas Scheu und schienen erstaunt zu sein, was die Europäer alles sich zum Vergnügen erfinden können.

Wir liefen eine ganze Weile ausgelassen durch das bunte Treiben. Ich aber war plötzlich in einer kleinen, dumpfen Bude allein mit einem Inder, der mich am Rockärmel zurückgehalten hatte, während die andern schon weitergegangen waren.

„Warte", sagte er auf englisch. Er sah mich mit großen Augen an, so, als wollte er in meiner Seele lesen. In der Bude war ein merkwürdig fahles Licht, das seltsame Reflexe an die Wände warf. Es lagen da auf einem Teppich verstreut Tafeln mit seltsamen Schriftzeichen. Der Inder setzte sich auf einen merkwürdigen Thronsessel, auf den Knien eine Tafel, in der er zu lesen schien.

Ich komme mit dem Doktor hinein nach Alt-Batavia, wo liebe, anheimelnde Häuser am Wasser stehen und sosehr an Holland erinnern . . .

Vorbei an fliegenden Restaurationen, um deren Leckerbissen die ganze Familie des Inhabers steht und hockt ...

Eben noch hatte er mich zum Verweilen aufgefordert, und jetzt schien er mich auf einmal vergessen zu haben, schien voll und ganz mit dem Studium seiner Tafel beschäftigt zu sein.

Nach einiger Zeit sagte er wie aus tiefem Sinnen heraus in seinem brüchigen Englisch und mit einer weichen, melodischen Stimme, als ob er etwas nur so nebenbei bemerken wolle: „Geh fort von hier — da kommt ein großes Unwetter am Himmel herauf! Du wirst gerufen. Wohin — ja, das sehe ich nicht, aber es ist weit fort — über Meere hinweg!"

Dann schwieg er, schien mich wieder vergessen zu haben, las weiter in seiner Tafel. Eine seltsam drückende Luft umgab mich. Es war, als sei ich ihr Gefangener.

Um mich zu befreien, wollte ich lachen, aber konnte es doch nicht so recht, warf ihm ein Geldstück hin und ging den andern nach.

Draußen an der Bude stand über der Tür der vielsagende Satz:

„Komm, schau in die Zukunft!"

Ich lachte — die Wahrsagung des Inders war sicherlich nichts allzu Bedeutsames und für ihn nicht allzu schwierig gewesen. Er hatte wahrscheinlich irgendwie gemerkt, daß ich Deutscher sei, und die Zeitungen brachten in diesen Tagen beunruhigende Berichte genug, um daraus einem Fremden, dessen Nationalität nicht schwer zu erraten war, eine dunkle Weissagung für die Zukunft zusammenzureimen.

Wachsende Unruhe

Obwohl ich das kleine Erlebnis in der indischen Wahrsagerbude mit einem Achselzucken abtun wollte, hatte es in mir aber doch wieder die ganze Unruhe, die mich schon in den letzten Tagen immer wieder quälte, erneut wachgerufen.

Und das war wahrhaftig kein Wunder. Denn — jeder von uns in der deutschen Kolonie spürte es — die ganze Atmosphäre in diesen Augusttagen war wie vor einem mächtigen Gewitter, jeden Augenblick konnte es mit Donnerkrachen losbrechen. Und so interessant und schön die Tage ansonst für mich waren, so geborgen ich mich auch im Hause der prächtigen Doktorsleute fühlen konnte, so beunruhigend trat immer stärker die Möglichkeit eines Krieges in den Vordergrund.

Die Zeitungen, englische und holländische, überschlugen sich in scharfer Hetze gegen alles, was deutsch war, erfanden und berichteten täglich neue Märchen, und die Deutschen in Holländisch-Indien hatten, wie immer in solchen Krisenperioden, einen besonders schweren Stand.

Oft kam der Doktor abends aufgebracht nach Hause. Man merkte deutlich den starken Einfluß, den die Engländer hier auf die Holländer haben, und manchmal konnte man es erleben, daß holländische Bekannte, mit denen man gestern noch freundlich zusammen gewesen war, am nächsten Tage unter der Einwirkung der Hetze nicht mehr zu sprechen waren.

Ja, es stand ein Unwetter am Horizont, und man konnte seine Ausstrahlungen in tausend Einzelheiten wahrnehmen.

Man hatte das Gefühl, daß man jetzt nach Hause gehöre, daß man dort gebraucht würde, und es war nicht nur der Verstand, sondern vor allem das Herz, das nach der Heimat suchte.

Wunderbar, wie sich dabei — auch über kleine oder größere persönliche Gegensätze hinweg — die Deutschen hier überall zusammenfanden, so als ob sie das Gefühl hätten, daß private Dinge jetzt beiseite zu stellen wären, daß man jetzt zusammenhalten müsse, auch wenn man sich sonst mit dem einen oder andern vielleicht nicht immer so sehr gut verstanden hatte. Man fühlte, daß alle über das Persönliche hinaus ein großes, festes Band der Gemeinschaft umschloß, und man war gerade wegen all der Schwierigkeiten erst recht darauf stolz, ein Deutscher zu sein.

Man verlor nicht den Kopf, man wertete die wilden Gerüchte, die da täglich an einen herangetragen wurden, kühl und mit ruhigem Herzen. Es war ganz großartig, wie sie sich alle hielten, mit welcher tapferen Ruhe und mit welcher Besonnenheit!

Ich sprach gestern abend mit dem Doktor über das alles.

„Wissen Sie", sagte er, „auch wenn man in diesen Tagen manchmal unruhig werden könnte — so darf man das nicht merken lassen. Man ist hier draußen Repräsentant und jeder Deutsche ist so etwas wie ein Diplomat. Man beobachtet uns sehr genau, und man schließt aus unserer Haltung auf die Stärke unseres Volkes.

Wir haben hier in den letzten Jahren manche sogenannte Krise zu überstehen gehabt und man durfte den Kopf nicht verlieren, und wir haben ihn nicht verloren.

Es ist ja aber auch gar nicht so schwer, ruhig zu bleiben, denn wir alle haben heute ein so felsenfestes Vertrauen in die Zukunft unseres Volkes, und der Führer hat alle Schwierigkeiten der letzten Jahre so wunderbar gemeistert, daß man ganz ruhig wird, wenn man an die Heimat denkt und mit so etwas Ähnlichem wie einer grimmigen Freude dem ganzen Lamento der hiesigen Zeitungen, des Rundfunks und der öffentlichen Meinung in dem festen Bewußtsein folgt, daß die Welt ruhig zetern kann, während in Deutschland gehandelt, und zwar richtig gehandelt wird."

Der Doktor sagte das mit einer so sicheren Ruhe, bedächtig Wort vor Wort setzend, und seine Frau stimmte ihm in der gleichen klaren Haltung, in diesem überlegenen Vertrauen auf die Zukunft bei. Sie beide dachten nicht mit einem Gedanken daran, daß sie hier vielleicht alles, was sie sich in den zwanzig Jahren nach dem großen Krieg geschaffen hatten, mit einem Schlage verlieren könnten.

So sind sie. Sie denken überhaupt nicht an sich selbst — das ist ihnen, so scheint es, ganz und gar nebensächlich.

Sie stehen hier auf einem Posten, den sie auszufüllen haben, den sie daher auch in selbstloser Weise ausfüllen. Sie tun ihre Pflicht als Menschen und als Deutsche, und ihre Liebe zur Heimat, ihr Vertrauen auf die zu Hause, das ist der Kraftquell für ihr Schaffen und Wirken, für ihre ruhige Entschlossenheit und opferbereite, unwandelbare Treue!

Ich will nach Hause!

„Immer weitere Zuspitzung der Lage!" — „Europa vor dem Krieg?" — „Verschärfte Stimmung Deutschland-Polen!" — „Verhandlungen Berlin-London, Berlin-Paris, London-Paris-Rom!" — „Deutschland bleibt halsstarrig!"

So lauten die Überschriften, die man täglich in diesen Tagen um Mitte August in den Zeitungen lesen kann, das meldet hier der Rundfunk, das beherrscht, vermischt mit Vermutungen, Andeutungen, Gerüchten und dunklen Wahrsagungen, die gesamte Öffentlichkeit.

Die Menschen sind nervös, gehen nur mit halber Kraft ihrer Arbeit nach. Es brodelt unter der Oberfläche, und zwischen Aufregung und Gerüchten sieht man immer neue Krater sich öffnen. Es ist, als bereite sich ein Erdbeben vor, als brause ein Orkan heran über die Welt. Nur an einer Stelle ist Ruhe: in Deutschland. Und wir versuchen, sooft es nur möglich ist, von dort Rundfunkmeldungen zu hören, die dann stets eine wunderbare Festigkeit und ruhige Zuversicht bringen, weil sie in imponierendem Gegensatz zu der allgemeinen Weltaufregung stehen, weil sie so klar und sachlich unanfechtbar sind.

Trotzdem wird man aber das Gefühl nicht los, daß man jetzt nach Hause gehört, daß man jetzt in der Heimat vielleicht gebraucht wird. Und so entschließe ich mich denn, für die Rückfahrt auf der „Scharnhorst" zu buchen, die am 30. August von Singapore aus nach Deutschland abfahren soll.

Abschied von Batavia — Abschied von Holländisch-Indien — die Doktorsleute und mit ihnen ein großer Kreis Deutscher, die ich als Freunde schätzen gelernt habe, geben mir das Geleit. Auf Wiedersehen! Glückliche Fahrt! Grüße an die Heimat!

Sie bleiben zurück — der prächtige, urwüchsige Doktor mit seinem unvermeidlichen grauen Hut, seine Frau, ihre Kinder — sie bleiben zurück als Vorposten hier draußen, und wie gerne würden sie mit mir fahren in die Heimat, nach der sie alle, mögen sie noch so lange Jahre hier unten leben, ständig Sehnsucht haben.

Batavia bleibt zurück, der Zucka-Bumi, die Reisfelder, die Teeplantagen, der Deutsche Klub, das Haus des Doktors, die kleinen Eingeborenenhäuser, in denen wir Arztbesuche machten.

Auf Wiedersehen! Aber wer weiß, ob wir uns wiedersehen, und wann und wie. Wer weiß, was die nächsten Tage bringen, die nächsten Wochen.

„Glück auf!" hatte mir die Doktorsfrau noch zugerufen. „Unser Herz bangt ein wenig!"

Und der Doktor hatte leise gesagt, als wir uns fest die Hand drückten: „Das Schicksal bewahre weiterhin so wie bisher unser Vaterland und unsern Führer. Machen Sie's gut!"

Und nun schwimme ich wieder auf dem Indischen Ozean, zurück nach Singapore.

Ich weiß nicht, was unterdessen in der Welt vorgeht. Ich starre in den Himmel und in das Wasser. Ich schwimme auf einem Schiff im weiten Meer, und in die kleine Welt, die mich jetzt umschließt, dringt keine Nachricht von dem, was unterdessen fernab auf der anderen Seite der Erdkugel in der Heimat geschieht.

Kaum, daß ich mit jemandem spreche.

Ich bin der einzige Deutsche an Bord, und wie ich wenig Lust zu Debatten habe, so schließen sich auch die Holländer und Engländer auf diesem Schiff von dem Deutschen ab.

Am 30. soll die „Scharnhorst" von Singapore abfahren. Ich reiße ungeduldig Tag für Tag die Kalenderblätter ab.

Heute ist der 26. August.

Wieder in Singapore und beim Mädchen Till

Die britische Paßkontrolle vor dem An-Land-Gehen in Singapore zeigt sich dem Deutschen gegenüber fast feindselig.

Während längst alle anderen abgefertigt sind, werden noch immer meine Papiere überprüft. Man hat meinen Paß gesondert gelegt, und als ich daran erinnere, daß ich anscheinend vergessen worden bin, meint der Kommissar nur über die Achsel, daß ich doch wohl noch warten könne. Nun schön, solche Kleinigkeiten sollen mich nicht ärgern! Viel anders habe ich das Wiedersehen mit den Engländern schließlich ja auch nicht erwartet.

Und nun bin ich wieder in Singapore und werde das Mädchen Till wiedersehen. Wie sehr ich mich darauf freue!

Und die Stadt Singapore?

Es sind seit dem letztenmal vier Wochen vergangen. Es ist noch heißer als damals, und es scheint mir, als ob das Leben noch aufgeregter sei, als ob alles noch wilder durcheinanderquirle — wie ein aufgeschreckter Bienenschwarm. Nervosität liegt auch hier über allem. Kleine Jungens schreien auf den Straßen aufgeregt Zeitungen aus. In dem holländischen Hotel, in dem ich wieder ab-

steige, kommt es mir so vor, als ob man mich mit Zurückhaltung behandle. Es ist alles wahrlich nicht sehr gemütlich in dieser Stadt, in der die Engländer die Herren sind.

Ich möchte vor allem wissen, was in der Zeit, während ich auf dem Schiff war, rundum in der Welt und vor allem natürlich in der Heimat passiert ist. Und das alles kann mir wohl am besten das Mädchen Till sagen und ihr Vater. Ich werde also anrufen. — Habe ich nicht eine kleine Angst, daß das Mädchen Till und ihr Vater unterdessen aus irgendeinem Grunde Singapore verlassen haben könnten, daß ich sie gar nicht antreffe? —

Ich rufe an. Da ist die dunkle Stimme der kleinen Schwedin. Die Stimme ist frisch und herzlich wie immer, aber auch in ihr klingt deutlich ein leiser Ton von Nervosität mit.

„O, daß du hier bist, du mußt gleich zu uns zum Essen kommen. Nicht wahr, du kommst? Es gibt viel zu erzählen. Was machst du nun ausgerechnet jetzt in Singapore?" —

Ich nehme eine Rikscha. Der weiße Tropenanzug klebt am Körper, so heiß ist es, und die Luft scheint mir drückender als je.

Blond und frisch aber ist das Mädchen Till. Sie kommt mir schon in der Tür entgegengelaufen.

„Was machst du ausgerechnet jetzt in Singapore?" fragt sie noch einmal. „Es ist ja so wunderschön, daß du gekommen bist, aber jede Stunde kann der Krieg ausbrechen, jede Stunde, und dann sitzt du hier in der Mausefalle!"

„Na na, so schnell schießen ja auch die Engländer nicht!"

Das Mädchen Till erzählt eilig und ein wenig sprunghaft von dem, was sich in den letzten Tagen in der Heimat ereignet hat.

Der deutsche Rundfunk hat täglich neue Übergriffe der Polen gegenüber Volksdeutschen gemeldet. Danzig ist von den Polen bedroht. An den deutschen Grenzen stehen polnische Truppen. Die Lage ist zum Zerreißen gespannt. Danzig und der polnische Korridor, die Fragen im deutschen Osten, haben sich zum europäischen Problem zugespitzt. Man kann kaum länger damit rechnen, daß die deutsche Langmut noch weiter anhalten wird. Henderson, der englische Botschafter in Berlin, ist schon das zweitemal in London gewesen. Die Engländer haben den Polen für deren verantwortungsloses Treiben eine schützende Garantie gegeben und scheinen es darauf anzulegen, aus dem polnischen Konflikt einen europäischen Krieg zu machen.

„Hier glaubt kaum noch einer daran", sagt schließlich das Mädchen Till, „daß der Krieg noch zu vermeiden ist. Wir selbst haben gestern eine nette Überraschung gehabt. Vater ist wegen seiner deutschfreundlichen Einstellung von seiner englischen Firma gekündigt worden. Er möge sich doch bei den Deutschen eine neue Anstellung suchen ..."

Sie lacht ein wenig bitter. „Und wenn es wirklich zum Krieg kommt, dann wird man dich gefangennehmen und internieren!"

Na, das ist ja eine nette Sache. Von den Engländern

interniert werden — das ist gerade das, was ich vermeiden wollte.

Ich muß sagen, daß diese Aussichten geeignet sind, die Freude über das Wiedersehen mit dem Mädchen Till und ihrem Vater einigermaßen zu trüben.

Wir rufen bei einem Reisebüro an, fragen, ob die „Scharnhorst" schon eingelaufen und ob ihr Abfahrtstermin für den 30. beibehalten worden ist.

Eine ausweichende Antwort.

„Von der ‚Scharnhorst' ist nichts bekannt, nichts, wann sie einlaufen, und nichts, wann sie wieder abfahren soll."

Schöner Salat!

„Nur nicht die Ruhe verlieren!" Tills Vater klopft mir auf die Schulter. „Was ich kann, will ich selbstverständlich gerne für Sie tun. Mag sein, daß augenblicklich auch alles aufregender aussieht, als es dann in Wirklichkeit ist!"

Der lange Schwede mit seiner Ruhe ist wunderbar, und es scheint ihn nicht sehr zu bekümmern, daß er seine Stellung verloren hat. Nur die Art erbost ihn, die Willkür, mit der man einen neutralen Privatmann in blindem Haß auf die Straße setzen wollte, nur deshalb, weil er stets offen zugestand, daß er ein Freund der Deutschen sei.

„Aber", sagt er, „für meine deutschen Freunde hier ist alles jetzt viel schwieriger, und trotzdem sind sie ganz ruhig, und ich muß sagen, das imponiert mir und hat meine Freundschaft zu ihnen noch bestärkt!"

Ich drücke ihm die Hand.

Weiß der Teufel, ob man nicht alles zu aufgeregt beurteilt?!

Die Polen werden schon noch Vernunft annehmen, werden es kaum wagen, ihre Herausforderungen auf die Spitze zu treiben, und die Briten werden es sich sicher noch zehnmal überlegen, die den Polen gegebene Garantie zu halten, wenn sie sehen, daß die Deutschen entschlossen sind, Ernst zu machen.

Ruhe bewahren und abwarten! Das ist wohl das Beste, was ich tun kann.

Wenn es jedoch Krieg gibt, dann sollen mich hier die Engländer nicht schnappen! Das werde ich mit allem, was mir möglich ist, zu vermeiden suchen! Noch haben sie mich nicht!

Wir lauschen am Rundfunk nach Meldungen aus Deutschland. Wir hören Marschmusik, so klare, beruhigende und herzerfreuende Marschmusik, und auch die Meldungen verzeichnen mit vollkommener Ruhe die Neuigkeiten des Tages: Neue Übergriffe der Polen. — Botschafter Henderson beim Führer auf dem Obersalzberg. — Ribbentrop ist schon wieder aus Moskau zurück, der deutsch-russische Vertrag ist abgeschlossen, ist unterzeichnet. —

„Das Abkommen zwischen Deutschland und Rußland mag den Engländern schön in die Glieder gefahren sein", schmunzelt der Schwede. „Welch ein Prestigeverlust für England und Frankreich, die seit Wochen in Moskau verhandelten, und nun hat ihnen Deutschland den Braten weggeschnappt!

Mit der Rückendeckung im Osten und den Befesti-

gungen des Westwalls ist Deutschland nun wohl kaum anzugreifen. Vielleicht wird durch diesen Vertrag der Krieg noch vermieden?!"

Wir sprechen noch lange miteinander, und ich spüre es in diesen Stunden, hier draußen, fernab von der Heimat, wie mit zitternder Spannung die Welt nach Deutschland horcht, wie Millionen und aber Millionen Weiße, Schwarze und Gelbe darauf warten, was ein Mann sagen und tun wird, wie er handeln wird und was er entscheidet: Der Führer des Deutschen Reiches!

Als ich vor dem Schlafengehen den Kalender abreiße, kommt der 30. August zum Vorschein.

Morgen sollte die „Scharnhorst" abfahren.

Was wird mir der Tag bringen?

Und die Deutschen hier in der Fremde?

Am nächsten Morgen treibt mich die Unruhe in den Hafen. Ich muß sehen, was eigentlich mit der „Scharnhorst" los ist.

Es ist trotz der Frühe des Tages schon so schwül. Im Hafen herrscht eine Ruhe, wie ich sie hier noch nicht erlebte. Erstaunlich wenig Schiffe. Es ist, als ob hier alles noch schliefe; es ist nicht der gewohnte Lärm, nicht das gewohnte Hasten und Treiben. Keine Reisenden, kein Kommen und Gehen. Man sieht nur wenige Arbeiter. Alles sehr merkwürdig.

Ich frage in einem Schiffskontor noch einmal nach dem Verbleiben der „Scharnhorst". Man zuckt wieder die Achseln.

„Oder gibt es irgendein anderes Schiff nach Deutschland?"

Man sieht mich feindselig an, schüttelt den Kopf oder zuckt die Schultern.

Nichts zu machen — ich muß abwarten!

Ich fahre in den Deutschen Klub. Auch dort treffe ich nur einen Bekannten, einen jungen Arzt. Wir trinken ein Glas Sodawasser: „Wir müssen eben abwarten und Ruhe bewahren. Ich rege mich immer erst auf, wenn es

so weit ist. Wird schon noch alles in Ordnung kommen", lacht er. „Ist zwar alles nicht sehr gemütlich, aber dafür um so spannender! Und schließlich ist Spannung doch eine sehr schöne Sache."

Die Zeitungen berichten nichts Neues, nur immer die gleiche Hetze: „Das arme Polen, das von den bösen Deutschen überfallen werden soll. — Die tapferen Polen aber bleiben standhaft!" — In dieser Art schreiben sie, und als Trumpf setzen sie hin: „Das Empire wird die tapferen Polen zu schützen wissen!" — „Das Empire wird der Welt zeigen, was es vermag!"

„England als Weltpolizist — es ist immer wieder das gleiche. Unter der Maske des Biedermanns verbergen sie ihre egoistischen Ziele, und während sie in Indien mit dem Gummiknüppel ihr Regime aufrechterhalten, während sie ihre ‚Untertanen' einsperren, zusammenhauen und verhungern lassen, heucheln sie Entsetzen darüber, was das in Verteidigung gedrängte böse Deutschland zu seinem Schutze macht. Es ist schwer zu begreifen, daß die Welt den Engländern ewig auf den Leim gehen soll."

Der junge Arzt sagt das mit einem Lächeln, in dem sich Spott mit Bitterkeit paart.

Und dann fügt er noch hinzu: „Aber es wird für alle Fälle gut sein, daß die Engländer endlich einmal ihre Hiebe kriegen!"

Dies sagt er mit einer frohen und unerschütterlichen Zuversicht.

*

Immer seltener werden die dürftigen Hütten der Eingeborenen. Aber auch hier, am äußersten Ende der Vorstadt Batavias, herrscht noch reges Leben ...

Die Seiten meines Reisepasses sind angefüllt mit vielerlei Stempeln und seltsamen Schriftzeichen

Mittags esse ich mit dem Mädchen Till zusammen. Sie scheint frisch und unbekümmert, und man merkt ihr an, daß sie mir über meine Unruhe so gerne hinweghelfen will.

Das Gefühl, daß ich jetzt nach Hause gehöre, wird immer stärker.

Immer mehr setzt sich in mir die Überzeugung durch, daß für mich hier zunächst einmal ein paar ungemütliche Tage herannahen und daß Deutschland vor großen, ernsten Entscheidungen steht.

Es ist eine verdammte Vorstellung, das alles nun nicht in der Heimat, sondern hier fernab zu erleben. Man ist ungeduldig, möchte dabei sein und fühlt sich so stark mit denen zu Hause verbunden, viel stärker noch, als wenn man selbst daheim wäre. Das kommt wohl daher, weil man hier alleine ist, ein Deutscher in einer fremden Stadt, und doch nicht alleine, weil man ursprünglicher denn je spürt, wie man sicher aufgehoben ist, wie man seinen Platz hat in der großen und gewaltigen Gemeinschaft seines Volkes.

Ich sitze an diesem Abend mit einem alten deutschen Pflanzer und seiner Frau im Deutschen Klub zusammen.

Sie sind beide wohl schon über die Sechzig. Sie haben weißes Haar, aber jugendliche Gesichter. Sie sind beide groß und schlank, und das Leben hat sie zusammengeschweißt, so daß keiner ohne den andern auskommt und man den Eindruck hat, als ob der eine das Echo des anderen sei.

„Solche Stunden wie diese jetzt habe ich schon einmal erlebt, damals 1914. Da war ich gerade jung ver-

heiratet, und wir waren beide erst vor wenigen Tagen voll Tatendrang aus Deutschland zurück nach Südwest gekommen."

Er macht eine kleine, gedankenschwere Pause: „Diese Stunden damals vor Beginn des Krieges stehen wieder vor mir, diese Wochen, diese Monate, die dann folgten, die Kämpfe, die Zuversicht, die große Hoffnung und dann zum Schluß der fürchterliche Schlag des Zusammenbruches.

Wir verloren damals alles, wir waren Bettler geworden. Wir mußten neu anfangen, aber nicht mehr in deutschem Kolonialland, sondern als geduldete Arbeiter in fremden Kolonien.

Wir haben uns ein neues Leben aufgebaut, eine neue Existenz", — und er sieht dabei zärtlich auf die Frau mit den weißen Haaren. „Wir haben es zusammen angepackt und geschafft. Jetzt aber ist wieder einmal eine Stunde gekommen, in der man erneut über uns Deutsche herfallen will, weil wir ihnen mit unserer Arbeit, mit unserer Energie, mit unserer Kraft wieder über den Kopf gewachsen sind.

Nun, sie sollen es nur versuchen. Dieses Mal wird es ihnen nicht gelingen, wie 1918, diesmal werden wir die Stärkeren bleiben, und wenn wir auch noch einmal hier draußen alles verlieren, wenn ich auch noch ein drittes Mal von neuem anfangen muß, so würde mich das nicht gereuen, wenn ich es erleben könnte, daß wir dem Feind von 1918 die Rechnung zur Begleichung präsentieren könnten.

Ich bin jetzt dreiundsechzig, aber ich glaube, ich bin

jung genug, um noch ein drittes Mal anfangen zu können!"

Und wie er seine Frau dabei ansieht, mit blauen, klaren Augen, und wie sie in ihrem weißen Haar ihm lächelnd und zustimmend zunickt, da bin ich richtig ein wenig gerührt und ich denke stolz daran, wie prächtig sie alle sind, die Deutschen, die ich hier draußen kennenlernte!

Ich denke an die Doktorsleute in Batavia und muß auch an den Pflanzer denken, den langen Pommern, mit dem ich damals auf dem Schiff hierher nach Singapore fuhr. Es scheint mir, als ob sich unsere deutschen Tugenden gerade in der Fremde, dort, wo der einzelne allein auf sich gestellt ist, besonders kräftig und gut entwickeln.

Krieg!

Gestern abend habe ich ein neues Blatt vom Kalender gerissen: Heute ist der 1. September!

Ich bin wieder unten im Hafen gewesen. Immer noch keine Nachricht von der „Scharnhorst". Was ist bloß los mit dem Schiff?!

Ich fahre mit einer Rikscha in die Stadt zurück, komme in das Geschäftsviertel, in dem wie üblich Autos, Rikschas und allerlei sonstige Fahrzeuge durcheinanderhasten.

Plötzlich — was gibt es denn?! Menschen sammeln sich vor einem Gebäude. Hier eine Gruppe, dort eine Gruppe. Kleine Zeitungsjungen laufen mit lautem Geschrei die Straße entlang. Man reißt ihnen die Blätter aus der Hand. Die Menschen gestikulieren. Was schreien bloß die Zeitungsjungen? Extrablätter! Heißt das Krieg, was sie schreien?

Ich rufe aufgeregt meinem Kuli zu, daß er halten soll, springe aus meiner Rikscha und versuche, mir eine der Zeitungen zu erobern.

„Krieg Deutschland — Polen!"

Ich überfliege in fiebernder Hast die Riesenlettern der Überschriften.

Heute früh 5 Uhr 45 haben die deutschen Truppen die Grenze nach Polen überschritten, sind im Vormarsch nach Polen hinein.

Die Würfel sind also gefallen! Deutschland hat auf die unerhörten polnischen Provokationen seine Antwort gegeben.

Was werden nun die Engländer machen, was die Franzosen? Was ist mit der englischen Garantie für Polen? Bedeutet das nun auch Krieg mit England und Frankreich?

Hundert Gedanken durchkreuzen auf einmal meinen Kopf.

Deshalb also ist die „Scharnhorst" auch nicht gekommen.

Was macht man jetzt am klügsten? Wie handelt man am zweckmäßigsten? Wie komme ich aus Singapore heraus, von hier weg, wo mich die Engländer jede Minute schnappen können?

Ich muß jetzt zurück, muß irgendwie versuchen, nach Hause zu kommen. Jetzt gehört jeder in die Heimat, jetzt sind dort die Männer nötig. Jetzt bin ich Soldat, dessen einzige Pflicht es ist, sich so schnell wie möglich zu stellen.

Während ich zu meinem Hotel fahre, überlege ich fieberhaft, was zu tun ist. Im Hotel bin ich wohl kaum mehr sicher. Erklärt England jetzt den Krieg, dann bin ich eine Stunde später dort ganz gewiß aufgestöbert und interniert.

Aber meine Sachen muß ich haben.

Wie ich im Hotel auf mein Zimmer eilen will, über-

mittelt der Portier mir eine Bestellung. Ich möchte doch sofort die und die Nummer anrufen.

Es ist die Telephonnummer des Mädchens Till. Ich lasse mich sofort mit ihr verbinden.

Sie ist am Apparat, ganz aufgeregt.

„Du mußt sofort deine Koffer packen und hierher zu uns kommen! Wir werden dann sehen, was wir tun können. Vater wird schon einen Ausweg finden, wie man dir dann weiterhilft! Aber du mußt wirklich sofort kommen! Hörst du?!" —

Ich eile.

„Es ist freilich noch eine vage Möglichkeit, daß der Krieg auf Deutschland und Polen beschränkt bleibt. Ich glaube aber nicht daran. Ich glaube, daß wir stündlich mit einer englischen Kriegserklärung an Deutschland rechnen können und daß dann auch die Franzosen folgen werden", empfängt mich Tills Vater. „Vorläufig bleiben Sie am besten hier bei uns, denn hier sind Sie jedenfalls sicherer als in irgendeinem Hotel, und wir müssen dann eben gemeinsam sehen, wie wir Sie von hier fortbringen."

Ich schüttle ihm voller Dankbarkeit die Hand. Denn sein Angebot gibt mir die einzige Möglichkeit einer Rettung. Sonst würde ich ja wahrhaftig nicht wissen, was ich tun sollte.

Ich gehe den ganzen Tag nicht aus dem Haus, versuche ununterbrochen im Radio Nachrichten aus Deutschland zu holen und warte mit Spannung auf die Entwicklung der Dinge.

Till und ihr Vater versorgen mich inzwischen fort-

während mit Berichten darüber, was hier in der Stadt vorgeht.

Man rechnet allgemein mit einem englischen Kriegseintritt. Die Spannung und Aufregung ist groß. Wilde Gerüchte tauchen auf, werden mit Windeseile weitergetragen und sind im nächsten Augenblick schon von noch wilderen Gerüchten überholt. Ein toller Tag! —

Till, ihr Vater und ich haben lange hin und her überlegt, wie ich am besten aus Singapore fortkomme, um zurück nach Deutschland zu gelangen.

Wir sind uns darüber klar geworden, daß ich versuchen muß, auf irgendeinem Wege mich nach Batavia durchzuschlagen, denn von Holländisch-Indien aus kann sich noch am ehesten eine Gelegenheit bieten, in die Heimat zu kommen.

Ich will und muß nach Deutschland. Abgesehen davon, daß mich die Wehrpflicht nach Hause ruft, zieht mich mein Herz mit allen Fasern in die Heimat. Es ist, als ob eine große Trommel mich rufe, mich und alle Deutschen, die jetzt in der Welt verstreut sind.

Vielleicht finde ich von Java aus ein Schiff, das mich zunächst nach Japan bringt. Einen anderen Weg gibt es für mich nicht mehr. —

Wie aber komme ich nach Java?

Offiziell mit einem Schiff dorthin fahren, das ist ausgeschlossen. Die Engländer könnten mich entweder noch im Hafen festnehmen oder vom Schiff einfach herunterholen. Nein, so geht das nicht.

Jedenfalls aber muß ohne langes Zögern gehandelt werden.

Heute ist bereits der 2. September. Jeder Tag, ja jede Stunde ist kostbar.

Während wir noch beratschlagen, was zu tun ist, kommt die Nachricht, daß englische Polizei das Deutsche Haus durchsucht hat. Einige Deutsche sollen bereits verhaftet sein. Das ist am Samstag.

Der deutsche Generalkonsul soll seine Abfahrt bereits vorbereiten, einige Deutsche sollen schon gestern abgefahren sein.

Am Sonntag früh ist aller Zweifel beseitigt. Die Meldung ist da: England hat Deutschland den Krieg erklärt.

So, — jetzt gibt es keine Ungewißheit mehr. Jetzt heißt es sich entscheiden!

Ich verschwinde aus Singapore

Welch ein Glück, daß ich nicht mehr im Hotel wohne, denn die englische Polizei hat bereits alle deutschen Männer, deren sie habhaft werden konnte, verhaftet und ist dabei, die Häuser, Grundstücke, das Vermögen und die Autos zu beschlagnahmen. Nur noch die Frauen können mit dem allernötigsten Gepäck abfahren. Das Deutsche Haus soll angeblich versteigert werden. Im deutschen Konsulat ist niemand sonst zurückgeblieben als ein Inder, der das verlassene Haus hüten soll. — England betätigt sich also bereits voll Eifer auf seine gewohnte Art . . .

Tills Vater hat unter Aufbietung aller seiner Beziehungen inzwischen versucht, für mich eine Möglichkeit auszukundschaften, wie ich von hier verschwinden kann. Auf irgendeine sonst übliche, normale Art ist das natürlich unmöglich. Die einzige Chance wäre die, mit dem Fischerboot eines Eingeborenen zu versuchen, nach Java zu gelangen.

„Freilich, der Weg ist riskant, gibt es Sturm, dann ist es wahrscheinlicher, daß Sie unterwegs ersaufen als heil nach Java kommen!" warnt Tills Vater, setzt aber zugleich hinzu: „Ein andere Möglichkeit sehe ich aller-

dings nicht, wenn Sie sich nicht von den Engländern internieren lassen wollen, und mit einem Fischer, den ich seit langem als zuverlässig kenne und der es wagen will, Sie nach Java zu bringen, habe ich auch bereits gesprochen."

Also gut, versuchen wir diesen Weg!

Start heute abend nach Dunkelwerden!

Till packt große Pakete mit Verpflegung. Ihr Vater versorgt mich mit Zigaretten und Getränken. Ein Diener bringt bei Dunkelheit mein Gepäck hinunter in den Hafen.

Ich verwandle mich unterdessen von einem Europäer zu einem Eingeborenen.

Das Gesicht ist von der Sonne hier unten ohnehin schon braun genug gebrannt. Um den Kopf schlinge ich mir ein weißes Tuch, und aus Java habe ich noch einen echten Eingeborenensabang, in den ich hineinschlüpfe. So, nun ist der Eingeborenenschiffer reisefertig, nicht zum kennen bin ich.

Seltsam allerdings, daß der Eingeborene neben einer hübschen blonden Schwedin in einem großen, amerikanischen Auto hinunter zum Hafen fährt, aber das Mädchen Till wollte es sich nicht nehmen lassen, mir noch das Abschiedsgeleit zu geben, und es war ja auch bereits reichlich dunkel.

Von ihrem Vater hatte ich mich zu Hause verabschiedet. Wir hatten einander kräftig die Hände geschüttelt. Meine Dankesworte mögen wohl etwas unbeholfen geklungen haben.

„Machen Sie es gut, Hals- und Beinbruch — und

auf gesundes Wiedersehen in friedlichen und freundlicheren Tagen!"

Jetzt drücke ich mich so tief wie möglich neben Till in das Polster des Autos, damit man mich von draußen nicht so leicht sehen kann. Wir sprechen nicht viel.

Nur das eine bittet sie mich: „Wenn du glücklich nach Japan kommst, dann telegraphierst du mir ... irgendetwas ... ein unverfängliches glückliches Familienereignis vielleicht ... Nicht wahr, du vergißt das nicht!"

Ich verspreche. —

Das Leben von Singapore scheint aufgeregter denn je zu zucken. Vor uns leuchten die Lichter des Hafens auf. Wir biegen ab in eine kleine Seitenstraße und halten.

Vor einer Eingeborenenhütte wartet der Diener, der mein Gepäck hier herunter gebracht hat.

„Auf Wiedersehen, Mädchen Till, auf gutes, gesundes Wiedersehen und tausend Dank für alles!"

„Komm gut durch. Ich werde beide Daumen halten und für dich bitten."

Ihr Händedruck ist fest und gut. Ihre hellen Augen schimmern in der Dunkelheit.

„Wird schon alles klappen!"

Ich küsse den Mädchenmund und die Hand, die sich so schwer von der meinen löst, und dann gehe ich dem Fischer nach, der vor mir her durch eine kleine Seitengasse zum Hafen hinunterschlüpft.

Dort schimmern die Lichter auf dem Wasser. Allerlei Schiffe, eine ganze Menge, liegen dort, grau und groß schwimmt zwischen ihnen der dicke Leib eines Kriegsschiffes. Es ist still im Hafen.

Zwei eingeborene Fischer gehen zu einem kleinen Kahn, der in einer Ecke des Hafens leicht und schlank auf dem Wasser liegt. Mein Gepäck ist schon drin verstaut. Mit federndem Sprung ist vor mir der Fischer im Boot verschwunden. Ich folge nach. Es ist stockfinster hier in dieser Ecke, wenn auch hell und glitzernd der Sternenhimmel über uns steht. Das Wasser gluckst schwarz unter uns. Die Luft ist weich und schwül. Eine ganz leichte Brise weht.

Der Malaie stößt ab. Er hat Segel gesetzt, plantschend schlägt sein Ruder ins Wasser. Leicht wie eine Feder gehorcht das Boot dem leisesten Druck.

Wir fahren hinaus, zwei eingeborene Fischer zu nächtlichem Fang.

Wenn wir jetzt nur nicht kontrolliert werden! Man braucht nur das Gepäck zu finden, und ich bin verraten.

Während ich das gerade denke, macht drüben ein Motorboot am Kai los. Es hat einen hellen, durchdringenden Motorenton. Offenbar Hafenpolizei. Mein Herz steht still.

Das Boot hat einen starken Scheinwerfer, der vor ihm das Wasser ableuchtet, und ich starre hinüber, mein Blick ist gefangen wie eine Motte vom Licht.

Das Polizeiboot scheint aber andern Kurs zu nehmen. Das Singen des Motors entfernt sich. Ich beginne bereits ruhiger zu atmen, da — das Boot hat eine Wendung gemacht und zischt jetzt in schrägem Winkel auf uns zu. Ich merke, wie mir der Schweiß auf der Stirn steht, und mache mich so klein wie möglich.

Jetzt hat uns der Scheinwerfer gefaßt. Mein Schiffer

paddelt ruhig weiter, so als ob nichts wäre, als ob ihn Polizei und Polizeiboote überhaupt nichts angehen würden. — Ich zittere.

Jetzt ist das Boot auf fünfzig Meter heran.

Ich erkenne drüben drei Männer im Boot. Einer schreit etwas herüber. Ich verstehe es nicht. Mein Mann ruft etwas zurück, völlig unbeteiligt klingt das und überzeugend ruhig.

Das Polizeiboot macht einen Schlenker und — ich wage noch nicht recht aufzuatmen — entfernt sich wieder.

Alles ist gut gegangen.

Die Paddel meines Schiffers tauchen ins Wasser, klatsch-klatsch. Ein leiser, kaum merklicher Wind faßt in das Segel. Die Sterne stehen klar am Nachthimmel. Die Schiffe im Hafen werden ferner. Wir schwimmen auf den Indischen Ozean hinaus.

Sieben Tage und sieben Nächte im Fischerboot

Ein winziger Nachen und ringsum Wasser, Meer, Himmel und Nacht. —

Ich bin ruhiger geworden und habe jetzt wieder Sinn für die Schönheit der Tropennacht, für die Majestät des Himmels und die Stille ringsumher. Mein Schiffer hockt unbeweglich in einer Ecke, und wenn er nicht ab und zu eine Bewegung machte, um das Boot zu dirigieren, dann könnte man meinen, er schliefe.

Wir segeln in dem leichten Wind dahin durch die Nacht, man spürt kaum, daß wir vorwärtskommen. Das Wasser ist ruhig, ganz still.

Ich weiß nicht, wie viele Stunden vergangen sind, denke an zu Hause, schaue zu den Sternen hinauf, die hier noch klarer glitzern als daheim. Irgendwann, es muß der Morgen wohl nicht mehr allzu ferne gewesen sein, bin ich eingeschlafen.

Ich wache auf, als die Sonne schon heiß am Himmel steht. Ringsum nur Wasser, in der Sonne glitzerndes Wasser, und über mir das kleine Segel im wolkenlosen Blau.

Meine Uhr ist stehengeblieben. Ich weiß nicht, wie spät es ist.

Mit meinem Malaien verständige ich mich durch Zeichensprache. Er gluckst unverständliche Laute und lächelt freundlich dazu. Ich habe einen kleinen Zettel mit einigen Eingeborenen-Brocken, die ich zu buchstabieren versuche, aber er versteht nichts davon, er lacht nur. Er ißt Reis, und ich verspeise etwas von den Vorräten, die mir das Mädchen Till mitgegeben hat.

Ich liege ausgestreckt auf dem Boden unseres Schiffchens, rauche eine Zigarette und starre im Schatten des Segels in die Luft. Wir gleiten dahin, unmerklich. Das Wasser plantscht und plätschert.

Wie lange werden wir wohl brauchen, um auf diese Weise nach Batavia zu kommen?

Die Zeit verrinnt wie in einer Sanduhr und man könnte die Körnchen zählen. Die Sonne wandert am Himmel und plötzlich und unvermittelt bricht die Dunkelheit herein. Es ist, als wäre die Sonne ins Meer gestürzt und dort verloschen.

Märchenhaft die Nacht. Man versucht, ein wenig zu schlummern, schreckt auf, denkt unvermittelt an zu Hause, wirft einen Blick auf den Malaien. Der sitzt unberührt in seiner Ecke. Man schlummert wieder ein. Das Schiff tanzt und schlingert ein wenig.

So treibt man dahin. Weiß der Teufel, ob wir je nach Batavia kommen werden! — —

Die Stunden vergehen — die Tage vergehen. Es ist brennend heiß und man hat einen verdammten Durst, aber wir müssen sparsam mit dem Wasser umgehen, das wir mithaben und das, obwohl wir es im Meer kühlen, immer lauwarm bleibt.

Man liegt des Tages über wie auf der Bratpfanne und wird geröstet. In der Hitze steigen manchmal bunte Bilder auf, und das Meer erscheint einem zuweilen wie eine große, flimmernde Wüste. Stunden werden unwirklich und die Luft scheint zu tanzen. Man möchte ins Wasser springen und schwimmen, aber das darf man wegen der Haie nicht, die sich zuweilen in der Nähe zeigen und auch manchmal unserem Boot lange Zeit das Geleite geben.

Die Stunden verrinnen, und die Nächte sind zauberhaft schön, sind großartig in der Einsamkeit dieses weiten Meeres.

Eines Abends steht eine dunkle Wand am Horizont. Es muß der fünfte Abend sein, den wir auf dem Meer erleben. Unser Proviant beginnt knapp zu werden. Unser Wasser geht zur Neige. Ist das ein Unwetter, das sich dort zusammenzieht? Einen Sturm werden wir mit unserem kleinen Boot wohl kaum überstehen.

Zum soundsovielten Mal ziehe ich meine große Karte von Niederländisch-Indien hervor, die mein Schiffer immer mit solch hochachtungsvoller Scheu betrachtet. — Da westwärts muß doch irgendwo Sumatra liegen? — Und die Inseln Banka und Billiton —? Hab ich die am Ende verschlafen? — Könnten wir uns im Ernstfall nicht irgendwo an Land retten? —

Ich breite dem Malaien die Karte hin, fahre mit dem Finger auf der Stelle herum, wo wir nach meiner Meinung etwa sein müßten, und mache fragende Augen und Gebärden.

Aber er hält mein Tun wohl für ein Beschwörungs-

oder Teufelsspiel, schaut mich halb verwundert, halb ängstlich an und schüttelt, indem er vor der Karte möglichst weit zurückweicht, nur den Kopf.

Wir fahren direkt auf die schwarze Wolkenwand zu. Wir sind ganz der Gnade des Ozeans ausgeliefert. Der Himmel scheint zu überlegen, ob er uns vernichten soll oder nicht, und ich verfolge seine Vorbereitungen wie ein Delinquent, der auf einen über Tod und Leben entscheidenden Urteilsspruch wartet.

Der Wind scheint etwas stärker geworden zu sein und unser kleines Segel flattert zuweilen wie ein ängstlicher Vogel.

Dann kommt wieder ganz schnell und unvermittelt die Nacht, und die scheint die drohende Wand verschluckt zu haben. Das Wetterleuchten wird ferner und ferner. Die Sterne glitzern wieder. Es scheint alles gut zu gehen.

Was mag unterdessen in der Heimat geschehen, während ich hier auf dem Indischen Ozean treibe? — Wie hält bloß mein Malaie ohne Kompaß und ohne alle Behelfsmittel den richtigen Kurs? — Ist es überhaupt der richtige Kurs, den wir steuern? — Kommen wir je nach Batavia? —

Kein Kompaß — keine Uhr — keine Zeit, kaum noch etwas zu essen, nur noch wenige Tropfen zum Trinken. Ich dämmere vor mich hin, und alles erscheint sehr unwirklich. Oft sehe ich das Mädchen Till vor mir, sie lächelt immer gut und lieb . . .

Nach sieben Tagen und sieben Nächten — es müssen wohl so viele sein, aber ich kann es nicht mehr genau sagen, stößt mein Schiffer einen kleinen, glucksenden

Laut aus und zeigt auf den Horizont — ja, dort sieht man etwas — wirklich — es muß Land sein!

Ein paar Stunden später landen wir auf Java.

Es ist alles gut gegangen.

Mein Schiffer wird dem Mädchen Till und ihrem Vater Nachricht bringen.

Zum zweitenmal Batavia

Ich bin wieder in Batavia, stehe wieder vor dem Haus der Doktorsleute und unser Wiedersehen ist herzlich und voller Freude.

„Gott sei Dank, daß Sie wieder da sind", empfängt mich die Doktorin. „Wir haben uns große Sorge um Sie gemacht und dachten, daß Sie in Singapore von den Engländern interniert worden seien. Und nun sind Sie ihnen doch entwischt. Das nenne ich eine frohe Überraschung!"

Und der Doktor schüttelt mir immer wieder die Hand, klopft mir auf die Schulter: „Das haben Sie gut gemacht! Mir fällt bei Ihrem Anblick ein mächtiger Stein vom Herzen!"

Zunächst muß natürlich ich von meinen Erlebnissen während meines Aufenthaltes in Singapore und von meiner Fahrt im Fischerboot erzählen.

Und dann erzählen sie von den Ereignissen der letzten Tage hier in Batavia und von dem großen Geschehen in der Heimat.

Java ist zu einem Asyl vor den Engländern geflüchteter Deutscher geworden. Die deutsche Kolonie hat alle Gelder der Partei, der DAF und des Winterhilfswerks

für die deutschen Flüchtlinge zur Verfügung gestellt, und die deutsche Hilfsgemeinschaft hat eine Abteilung „Flüchtlingsbetreuung" eingerichtet, die sich voll und ganz für die Flüchtlinge einsetzt.

All das klappt vorzüglich.

In den Häfen von Sabang, Insulinde und Java liegen deutsche Schiffe, die sich noch gerade in die neutralen Häfen retten konnten. Sie waren aus Australien, Südamerika, Japan und weiß der Teufel woher unterwegs gewesen und waren auf hoher See vom Krieg überrascht worden. Ihre Ladungen sind zum großen Teil von neutralen Schiffen übernommen worden, die sie zu ihrem Bestimmungsort weiterbringen. Die Besatzungen sind meist noch auf den Schiffen geblieben, denn es ließen sich nicht für alle die hundertfünfzig Gulden Landungsgeld aufbringen.

In Java sind gleich am zweiten Tag nach Kriegsausbruch fünf deutsche Schiffe von den Engländern beschlagnahmt worden. Eine englische Firma hatte angeblich festgestellt, daß die Hapag Schulden bei ihr habe, und ein holländischer Rechtsanwalt, der von den Engländern damit beauftragt wurde, schritt sofort zur Beschlagnahme der Schiffe.

Aus Singapore hört man, daß dort vierunddreißig Männer interniert worden sind, unter ihnen auch — und das erzählt der Doktor mit rechter Schadenfreude — ein aus Deutschland emigrierter Jude, der besonders schlau sein wollte und es unterließ, sich das ‚J' in seinen Paß stempeln zu lassen.

Trotz eifriger Deutschenhetze saß er nun auch fest. Er

hatte einen deutschen Paß, und das andere interessierte die Engländer zunächst nicht.

Rund hundert Deutsche aus Singapore sollen nach Siam geflüchtet sein. Hierher nach Batavia sind zweiundsechzig Deutsche — aber fast nur Frauen — gekommen, denn die Engländer haben allein die Frauen unbehelligt abreisen lassen. Die Flüchtlinge haben zumeist nur das Allernötigste mitnehmen können, und unter ihnen sind viele, die bereits zum zweitenmal all ihre Habe verloren haben.

Die englischen Betriebe entließen sofort alle deutschen Angestellten, von denen viele schon fünfzehn oder zwanzig Jahre auf ihrem Posten gewesen waren. In Australien soll man sogar Frauen eingesperrt haben, und selbst die Konsulatsbeamten konnten nur mit größten Schwierigkeiten abreisen.

Java ist, wie gesagt, zu einem Asyl geworden. Die Deutsche Kolonie ist mit einem Schlag um etwa tausend Köpfe gewachsen. Aber die Deutschen Javas tun alles, um den Landsleuten zu helfen und die Not der Flüchtlinge zu mildern.

Die Holländer sind bei alledem nicht sonderlich freundlich. Mit Kriegsausbruch haben manche die Maske der Höflichkeit fallen gelassen, und groß ist die Verständnislosigkeit, die man Deutschland und unserer Weltanschauung entgegenbringt.

Das Haus der Doktorsleute sieht jetzt noch mehr Gäste als sonst. Sie haben Flüchtlinge bei sich aufgenommen, fast mehr, als das Haus fassen kann, und viele kommen und gehen, die sich hier Rat holen. Das

Telephon klingelt noch häufiger als früher. Ein mit den Verhältnissen nicht Vertrauter würde das Doktorhaus jetzt auf den ersten Blick wohl für eine überfüllte Pension halten.

Die beiden guten Doktorsleute haben alle Hände voll zu tun, anderen zu raten, sie zu trösten und zu helfen. Mit welcher Herzlichkeit und Selbstverständlichkeit sie das tun, ist geradezu rührend.

Die Doktorin erzählt vom Tage des Kriegsausbruches. Plötzlich hatte das Telephon geläutet. Der Direktor der Radiostation von Batavia war am Apparat und berichtete aufgeregt, daß die Engländer Deutschland den Krieg erklärt hätten.

Kurz darauf hatten Sirenen aufgeheult, vom Hafen her und aus der Stadt, Extrablätter waren herausgekommen — „Krieg Deutschland — England!" und bald darauf „Krieg Deutschland — Frankreich!"

Es waren auch hier in Batavia aufregende Stunden gewesen.

Mit einem Schlag waren die Rundfunknachrichten aus Deutschland — abgesehen von der Radiotelephonie — die einzige Verbindung mit der Heimat, und heftig wurde zwischen Deutschland und Batavia telephoniert. Die Luftpostverbindung war ja unterbrochen, und der Europaflugdienst änderte seinen Kurs.

Die Engländer zensierten und untersuchten alles, was nur in ihre Hände kam.

Überhaupt spielten die Engländer nunmehr auf einmal auch in Niederländisch-Indien eine große Rolle. Die Holländer ließen sich die englische Kontrolle gefallen

und so regierte nun der englische Konsul mehr oder weniger unbeschränkt in Batavia. Er hatte sofort nach Kriegsausbruch den holländischen Firmen nahegelegt, die Deutschen zu entlassen, und etliche waren dieser Aufforderung auch nachgekommen. Er hatte die Pfändung der fünf deutschen Schiffe durchgesetzt und bei etlichen anderen Schiffen veranlaßt, daß sie nicht mehr auslaufen durften.

Ja, das alles war nicht sehr erfreulich und mußte eben ertragen werden.

Aber der Doktor und seine Frau ließen sich nicht aus der Ruhe bringen. Und an diese prächtigen Menschen wagte sich auch keiner heran.

Ich muß zusehen, daß ich so bald wie möglich von Niederländisch-Indien weiterkomme — zurück nach Deutschland!

Ich mache mich gleich auf den Weg in ein Schiffahrtsbüro, um mich dort nach den Möglichkeiten zu erkundigen.

Durch den Doktor habe ich eine Empfehlung an den Direktor dieses Büros.

Trotzdem ist der Mann nicht gerade sonderlich freundlich. Er zuckt die Achseln: „Die Schiffe werden meist von den Engländern angehalten und untersucht. Sie dürfen sich keine allzu kühnen Hoffnungen machen, daß Sie durchkommen."

„Aber ich muß doch nach Deutschland, ich muß es — das werden Sie ja gewiß verstehen! — wenigstens versuchen!"

Der Mann wird etwas wärmer. „Vielleicht fahren Sie nach dem Osten unserer Insel, nach Surabaja; dort können Sie vielleicht ein japanisches Schiff ausfindig machen. Das ist, wie ich betonen möchte, ein privater Rat von mir!"

Während er das sagt, wird seine Miene plötzlich wieder kühl und abweisend, und er wiederholt wie zur Entschuldigung: „Nein, ich kann Ihnen nicht helfen und auch nicht raten. So leid es mir tut, aber ich kann und darf da wirklich nichts für Sie tun!"

Hinter mir ist jemand ins Büro getreten. Seit seinem Erscheinen hat sich die Miene des Direktors plötzlich so verändert.

Ich drehe mich um — ja, sehe ich recht — verflucht noch mal, da steht kein anderer als Mister Smith aus Nottingham.

Wir sind wohl beide über dieses unerwartete Zusammentreffen überrascht. Er faßt sich schneller und sein Gesicht verzieht sich zu der gewohnt höflichen Grimasse. Ich verabschiede mich so rasch wie möglich. Mit einem nicht eben milden Fluch zwischen den Zähnen mache ich die Tür von außen zu.

Solch ein Pech! Muß mich der Kerl ausgerechnet hier treffen. Was er hier in Batavia macht, ist ja wohl nicht schwer zu erraten.

Der Versuch, mit einem holländischen Schiff wegzukommen, ist nach dieser Begegnung aussichtslos. Aber ob der Direktor des Schiffahrtsbüros dem englischen Spitzel nicht auch womöglich den Tip mit dem japanischen Schiff verrät?

Ich will nicht umsonst sieben Tage und sieben Nächte auf dem Ozean geschwommen sein, um dann jetzt doch noch von den Engländern erwischt zu werden. Ich muß ohne Verzug handeln. Nur größte Eile kann mich noch retten.

Ich werde den nächsten Zug nach Surabaja nehmen und sehen, wie ich von dort weiterkomme.

Ich verabschiede mich von niemand, nur den beiden Doktorsleuten sage ich herzlich und voller Dankbarkeit „Auf Wiedersehen!". Es begleitet mich auch keiner zum Bahnhof. Es winkt niemand so wie bei meiner letzten Abfahrt von hier.

Ich fahre wie ein Flüchtling ab, der nicht gesehen werden will.

Auf einem japanischen Frachter

Ich habe Glück! Ich bin in Surabaja und morgen geht von hier aus ein japanisches Frachtschiff hinüber nach Japan.

Ich habe mit dem Kapitän gesprochen, — es war schwierig genug, an ihn heranzukommen —, aber er ist bereit, mich mitzunehmen. Ja, es macht ihm, der die Engländer allem Anschein nach alles eher denn heiß und innig liebt, sogar offensichtlich Spaß, mich durch die Maschen des Secret Service durchzulotsen.

Als er hörte, daß ich Deutscher sei, hatte ich mit einem Schlag bei ihm gewonnen! Wie lächerlich erwiesen sich auch an diesem Beispiel die hier und anderwärts offensichtlich von England mit größtem Eifer ausgestreuten Gerüchte, daß seit dem deutsch-russischen Abkommen die Japaner gar nicht mehr gut auf Deutsche und auf Deutschland zu sprechen wären!

Rasch hatten der Kapitän und ich einen richtigen kleinen Feldzugsplan ausgearbeitet. Zunächst galt es natürlich unter allen Umständen zu vermeiden, daß die Engländer von meiner Anwesenheit auf dem Schiff Wind bekamen.

„Die Briten untersuchen auch japanische Schiffe, und

wenn wir Pech haben, werden Sie mir dann vom Schiff geholt. Das soll den hochnasigen Engländern aber nicht gelingen!"

Ich habe in dem kleinen japanischen Kapitän schnell einen Bundesgenossen gefunden!

Wir trennen uns mit einem kräftigen Händedruck des Einverständnisses.

Im Laufe des Tages wird mein Gepäck unbemerkt mit den übrigen Frachten auf das Schiff gebracht. Ich selbst ziehe für diese Nacht in ein Seemannshotel, um meine Spuren zu verwischen, und wohne dort unangemeldet.

Etwa um elf Uhr abends soll mein Schiff die Anker lichten. Um neun Uhr wartet im Hafen ein Ruderboot. Ich springe hinein. Es ist still im Hafen. Nur auf meinem Frachtschiff knarren noch die Kräne, wird noch verladen. Lichter flackern auf Deck.

An einer Strickleiter klettere ich auf der Rückseite des Frachters an Bord. Der Kapitän empfängt mich selbst und bringt mich in schnellem Schritt hinunter in den Laderaum. Hier soll ich zunächst einmal zwischen Kisten und Decken im Stockfinstern warten, bis das Schiff in See gestochen ist.

Hier sitze ich nun.

Wenn ich mit dem Schiff nach Japan komme, dann ist alles gut, dann kann ich über Rußland weiterreisen, zurück in die Heimat.

Ob das aber gelingt, weiß der Himmel. Daß der Kapitän es ehrlich mit mir meint, davon bin ich fest überzeugt. Soweit kann ich mich doch auf meine Men-

schenkenntnis verlassen. Ich kann nicht glauben, daß ich mich in dem Japaner getäuscht haben sollte. Er hat mich an die Engländer gewiß nicht verraten.

Doch kann nicht sonst jemand den Engländern einen Fingerzeig gegeben haben? Irgendein unglücklicher Zufall —?

Ich stehe, wie ich weiß, auf der schwarzen Liste der Briten. Warum mir diese Ehre zuteil wurde, ist mir zwar unklar, aber sie halten mich offenbar aus irgendeinem Grund für wichtig. Vielleicht ist meine unfreiwillige Bekanntschaft mit „Mister Smith" auch daran schuld. Vielleicht hat gerade er die britischen Spürhunde in Singapore auf mich gehetzt.

Ja, vielleicht liegt außerhalb der holländischen Zone bereits ein britisches Schiff auf Lauer, um mich zu schnappen. Vielleicht hat man mich, ohne daß ich es merkte, von Batavia aus bis hieher verfolgt und hier jeden meiner Schritte genau beobachtet, vielleicht —

Aber es hat ja keinen Sinn, sich Gedanken zu machen. Jetzt kann man nur auf seinen guten Stern vertrauen und sehen, was kommt.

Es ist ein merkwürdiger Abschied von Java. — Alles ist anders, als ich es mir seinerzeit vorgestellt hatte. Nichts von Abschiedsfesten mit Reden und Trinksprüchen, niemand winkt mir nach. — Nein, von all dem gibt es ganz und gar nichts. Ich stehle mich fort wie ein Dieb, sitze in einem dunklen Laderaum. Aber trotzdem, trotzdem bin ich glücklich, und mein Herz schlägt schneller: ich fahre nach Hause! — Ich glaube, nie war meine Sehnsucht nach der Heimat größer als gerade jetzt.

Mein jüngerer Bruder steht gewiß schon im Felde — meine Freunde werden längst Waffen tragen, ja, jetzt gehört man nach Hause.

Die Maschinen des Schiffes, die lange ruhig gelaufen sind, so als wollten sie sich an den eigenen Rhythmus gewöhnen, beginnen nun stärker zu stampfen. Es klingt wie Musik. Ich höre sonst nichts als die Maschinen. Ich rauche eine Zigarette nach der andern. Jetzt ist es, als ob das Schiff zittere, schwankt es nicht ein wenig? Ja, wirklich, wir fahren, wir sind unterwegs, unterwegs in Richtung Japan —!

Zwei Stunden vergehen, dann kommt ein Mann herunter zu mir, ein Matrose, der mich hinaufführt, zum Kapitän auf die Kommandobrücke.

Unser Schiff ist auf freier See. Ringsherum nur Wasser und Dunkelheit.

Ich bin der einzige Passagier, und der Frachter ist klein. Kein Vergleich zu dem schmucken deutschen Schiff, das mich damals von Hamburg nach Singapore brachte, kein Vergleich mit dem eleganten holländischen Dampfer, mit dem ich von Singapore nach Batavia fuhr. Grau und fest, ein richtiges Arbeitstier, ist mein kleiner japanischer Frachter, aber er erscheint mir in diesem Augenblick wie das schönste Luxusschiff.

Ich stehe auf der Brücke, und wenn man von fern die Lichter eines anderen Schiffes sieht, zucke ich zusammen, weil es ein Engländer sein könnte.

Unten hat mir der Kapitän neben seiner Kajüte eine kleine Koje zur Verfügung gestellt, in der ich schlafen kann; aber ich bleibe auf der Brücke. Ich habe das Ge-

fühl, daß ich hier aushalten und selber Wache stehen müsse.

In dieser Nacht sehen wir nur zwei andere Handelsschiffe, die fernab an uns vorüberziehen.

Oh, wie gut kenne ich jetzt diese Tropennächte auf dem Meer. Sie bringen mir nichts Ungewohntes mehr und sind mir in allen Einzelheiten vertraut geworden.

Gegen Morgen schlafe ich übermüdet ein wenig ein, schrecke aber bald wieder auf in dem Gedanken, daß ich nicht wachsam genug wäre.

Engländer durchsuchen das Schiff

Ich stehe den Tag über wieder auf der Kommandobrücke. Es ist immer wieder die gleiche zitternde Unruhe, wenn man ein anderes Schiff sieht, bis man erkannt hat, was es für eins ist.

Unsere Fahrt geht durch die Makassart-Straße zwischen Borneo und Celebes ins Gelbe Meer und dann die Philippinen entlang nach Japan. Das Schiff wird unterwegs nirgends anlegen. Der Kapitän hat mir das wiederholt zugesichert. —

Ich stehe die nächste Nacht auf der Brücke und den nächsten Tag.

Gegen Nachmittag sehe ich da am Horizont wieder einmal eine Rauchwolke. Sie wird größer — ein Schornstein, ein Schiffsleib ... Himmel — täusche ich mich oder nicht?!

Ich drücke dem Kapitän neben mir das Glas in die Hand. Er schaut angespannt hinüber. Tatsächlich, diesmal ist es wirklich Ernst. Das dort drüben ist ein englisches Kriegsschiff!

Es hält Kurs direkt auf uns zu. Jetzt geht es um die Wurscht!

Im Nu bin ich von der Brücke verschwunden, haste

hinunter in den Laderaum. Der Kapitän ist mir gefolgt. Er selbst rückt zusammen mit einem Matrosen Kisten vor mein Versteck.

In einer großen leeren Kiste bin ich verschwunden. Um mich her türmen sich ganze Berge — Kisten, Säcke, wieder Kisten ... Es wird nicht so leicht sein, mich hier zu finden.

Dann aber verschwindet der Kapitän mit dem Matrosen, und ich bin allein.

Nach einer Weile merke ich, daß das Schiff stoppt. Jetzt also ist es so weit! — Wir liegen still, und ich habe das Gefühl, auf den Leim gekrochen zu sein.

Werden die Briten das Schiff durchsuchen? Werden sie mich hier finden? Wird der Kapitän dichthalten? Wird die Mannschaft nichts verraten?

Verdammte Situation!

Wir liegen wohl schon eine Stunde still. Es ist stockfinster um mich herum. Ich sehe nichts, ich höre nichts, ich kann nur warten und hoffen, daß alles gut geht. Es ist das reinste Räuber-und-Gendarm-Spiel, wie man es als Junge spielte, nur gilt's jetzt bittern Ernst!

Mit eisigem Schreck durchzuckt mich plötzlich der Gedanke, daß ja mein Gepäck oben in der Koje liegt. Wenn die Engländer das Schiff durchsuchen und die Sachen entdecken, dann ist alles aus.

Die Ungewißheit und dieses Warten, ohne daß man etwas tun kann — das ist schauderhaft.

Eine Stunde mag inzwischen weiter vergangen sein. Da höre ich Schritte vor der Eisentür zu meinem Laderaum. Die Tür wird geöffnet. Stimmen — fremde Stimmen.

Es wird englisch gesprochen, und dazwischen höre ich die Stimme meines Kapitäns. Ist jetzt alles aus? Ich wage kaum zu atmen. Die Sekunden werden zu Stunden, die Minuten zu Ewigkeiten. Ich warte mit angehaltenem Atem, was weiter geschieht. Aber die Stimmen entfernen sich. Die Tür wird geschlossen. Es ist wieder still und dunkel. Gott sei Dank!

Mit etwas zitternden Fingern stecke ich mir eine Zigarette an.

Eine weitere Stunde — und dann laufen die Maschinen wieder mit vollen Touren an. — Es ist wie Himmelsmusik. Das Schiff schwankt. Wir fahren wieder! Alles ist gut gegangen!

Ein Prachtkerl von einem Kapitän!

Vor mir werden die Kisten und Säcke weggeräumt, und dann sehe ich das Gesicht meines kleinen, braven Kapitäns. Seine Augen sind schmal und böse. Er verneigt sich leicht.

„Verzeihen Sie mir, daß Sie sich auf einem japanischen Schiff verstecken mußten, aber keiner ist ja vor diesen Seeräubern heute sicher, und es war wohl besser so!"

Er preßt diese Worte wild heraus, und er setzt einige japanische Ausdrücke hinzu, die wie Flüche klingen, die ich aber nicht verstehe.

Oh, ich möchte in diesem Moment meinen Bundesgenossen am liebsten umarmen.

Ich stehe wieder auf der Kommandobrücke. Es ist inzwischen dunkel geworden, und es hat sich ein Wind aufgemacht. Von dem Engländer weitum nichts mehr zu sehen. Der Kapitän neben mir erzählt voll Wut, wie das Schiff zum Halten aufgefordert wurde, wie sie mit einem Boot herüberkamen, sich die Papiere zeigen ließen und dann, als wären sie auf einem ihrer Schiffe, alles genau durchsuchten.

„In Ihrer Kose sahen sie Ihr Gepäck und wollten

sich schon darüber machen, als ich gerade noch sagen konnte, daß das meine Sachen wären! Sie haben auch die Laderäume durchstöbert — wie Sie ja wohl gehört haben. Und als sie dann wieder losfuhren, meinten sie als Entschuldigung nur so leichthin, sie hätten geglaubt, es sei ein verkapptes deutsches Schiff. Das war wie Hohn!"

Er gebraucht wieder die bösen japanischen Ausdrücke, die ich vorhin schon im Laderaum von ihm gehört hatte.

Ich drücke ihm dankbar die Hand. Er macht eine Geste, die wie eine Entschuldigung wirkt.

Von Sternen ist heute nichts zu sehen. Der Himmel ist zugezogen, und der Wind wird stärker und stärker. Das Wasser wird bewegt und die Wellen klatschen gegen Bord. Spritzer kommen immer zahlreicher auf Deck, springen hinauf bis zur Kommandobrücke. Der Wind nimmt schnell zu.

Unser Frachter stampft und schlingert. Man muß sich ordentlich festhalten und wird doch tüchtig hin und her geschüttelt.

Neben mir steht klein und schlank der Kapitän, schaut mit kaltem, kühnem Blick aufs Meer hinaus, wie ein Herr über Wind und Wellen, und plötzlich lacht er, dreht sich mir zu: „Kommen Sie", schreit er. „Vergessen wir den Ärger!"

Wir tappen hinunter in seine Kajüte.

„Sekt!" ruft er seinem Steward zu, der zugleich auch Koch ist. Dann holt er zwei Gläser aus einem Schrank hervor, füllt sie bis zum Rande, und hebt sein Glas, während das Schiff von Minute zu Minute ärger schlingert

und stampft, während in der kleinen Kajüte, was nicht niet- und nagelfest ist, in Bewegung gerät und man sich vorsehen muß, daß nichts vom Tisch hinunterfällt:

„Ich trinke auf Deutschland und auf Ihre gesunde Rückkehr. Sie haben es jetzt geschafft! Es kommt Taifun. Wir haben bereits Windstärke 8, wir sind in Höhe der Philippinen. Hier kommt kein Engländer mehr her. Sie sind durch!"

Wir leeren unsere Gläser. — Wie überglücklich ich bin! — Draußen rast der Orkan. Das Schiff wird in die Höhe gehoben und gleich darauf in die Tiefe geworfen. Alles scheint sich um uns zu drehen.

Mich aber überkommt nach vier Tagen, in denen ich nicht geschlafen habe, eine riesengroße, überwältigende Müdigkeit. Ich haue mich in meiner Koje hin und bin im selben Augenblick auch schon eingeschlafen, in dem glücklichen Gefühl: ich habe es geschafft, nun bin ich in Sicherheit.

Der Weg nach Deutschland ist frei!

Im Traum steht mein japanischer Freund vor mir und sagt: „Ich hätte Sie in meine Flagge gewickelt, um Sie vor den Engländern zu schützen!" — Ich sehe meine Angehörigen und Freunde in der Heimat. — Und dann steht wieder das Mädchen Till vor mir, lächelt mir fröhlich und glücklich ins Gesicht.

Als ich aufwache, fällt helles Licht zu dem kleinen runden Fensterchen meiner Koje herein. Draußen ist kein Toben und Stürmen mehr. Es ist, als ob wir still lägen. Ich höre Plantschen, höre Stimmen.

Himmel, wie lange habe ich denn geschlafen?!

Wirklich, wir haben angelegt. Zwei Tage habe ich verschlafen. Wir sind am Ziel.

Wir sind in Japan. Wir liegen bereits im Hafen von Mochee.

Ich aber denke an das Versprechen, das ich dem Mädchen Till beim Abschied in Singapore gegeben habe.

Sofort muß ich ihr telegraphieren; sie wartet ja auf Nachricht von mir.

Und so kable ich — in meinem überschäumenden Glücksgefühl fällt mir nichts Besseres ein: „Großmutter hat Zwillinge bekommen."

Mögen sich die Engländer in Singapore über dieses freudige Familienereignis die Köpfe zerbrechen ...

Tokio—Moskau—Berlin!

Überall in Japan spürt man die herzliche Freundschaft, die Deutschland entgegengebracht wird. „Heil Hit-ler!" sagte mühsam einer der Zollbeamten, der mich bei der Landung höflich und ohne alle langwierigen Formalitäten abfertigte. Und bald darauf sitze ich auch schon im Zug nach Tokio.

Es ist ein wunderbarer Zug, schnell, bequem und auf die Sekunde pünktlich. Durch riesige Fenster sieht man das Land vorübergleiten, während man im Klubsessel des Salonwagens sitzt und vor sich auf einem Tischchen allerlei Lektüre liegen hat, vor allem Zeitungen, die von den glänzenden Siegen der deutschen Waffen in Polen berichten.

Am 17. Oktober bin ich in Tokio, wohne im ‚Imperial', einem strahlenden, riesigen, internationalen Hotel. Ich melde mich auf der Botschaft. Dort sitzt ein junger Attaché.

„Ich komme aus Indien und will nach Hause!" Er staunt.

Ein Tag in Tokio. Ich nehme das fremdartige und doch so ansprechende und reizvolle Leben dieser schönen Stadt in mich auf ...

Und dann sitze ich wieder im Zug, fahre nach Shimonoseki. Von dort geht es hinüber zum Kontinent nach Fusan und weiter nach Hsinking. Salonwagen wechseln mit Schlafwagen und dann steige ich um in den Sibirien-Expreß.

Die Seiten meines Reisepasses sind angefüllt mit vielerlei Stempeln und seltsamen Schriftzeichen.

Abschied von Fernost.

In den Abteilen sitzen Menschen aller Nationen, Türken, Japaner, Russen. Der Zug rast durch die mandschurischen Ebenen.

Ein Pferdehändler aus Charbin schwankt betrunken in seine Kabine, wird wohl auch bis Mandschouli nicht wieder nüchtern werden. — Eine amerikanische Tänzerin weiß nicht, wie sie ihr ganzes Gepäck unterbringen soll. — Der Zug rast durch Tag und Nacht. — Ein Japaner lächelt höflich. Ein Türke spuckt unentwegt auf den Fußboden ...

Am 22. Oktober sind wir in Charbin abgefahren, um zehn Uhr dreißig genau. Am 29. sind wir um dreizehn Uhr dreißig Moskauer Zeit in Moskau.

Wir fuhren durch Schnee, wir fuhren durch Tag und fuhren durch Nacht. Jetzt sind wir in Moskau.

Eine Nacht im Metropol-Hotel. Vor zehn Tagen in Tokio, jetzt wieder eine ganz andere Welt —

Am nächsten Tag sitze ich schon wieder im Zug, Schlafwagen. — Zwölf Stunden vergehen. — Mit jeder Stunde wird man ungeduldiger, jede Stunde schlägt das Herz freudiger und schneller.

Die russische Grenze. Ich werde höflich und zuvor-

kommend von russischen Zollbeamten verabschiedet. Sie grüßen.

Welche Wandlung auch hier, seitdem ich aus Deutschland wegfuhr! Deutsch-russische Verständigung!

Und dann nach einigen Stunden, die sich ewig lang dehnen, die deutsche Grenze! Grüne Zollbeamte, die so sachlich sind und, wenn es not tut, auch ein wenig barsch sein können. Ich sehe wieder SS-Männer, deutsche Soldaten ...

Ich bin zu Hause, möchte jedem die Hand schütteln, möchte ihnen allen auf die Schulter klopfen. Ich bin wieder daheim, in Deutschland! An den Fenstern vorbei zieht Ostpreußen. Es gibt keinen „Korridor" mehr, keine künstliche Grenze, die Ostpreußen vom Reich trennt. Deutsche Soldaten haben diesen Korridor fortgeräumt. Wie ist dies alles anders geworden, seitdem ich fort war! Wieviel hat sich in diesen wenigen Monaten verändert! Es ist Krieg, und doch merkt man hier im Zuge nur insofern etwas davon, als nachts die Fenster verdunkelt sind, aber sonst an den Menschen — da ist nichts anderes zu sehen als ernste, feste Zuversicht und unerschütterlicher Glaube.

Wenn das Mädchen Till dies alles sehen und miterleben könnte! — Das Mädchen Till, das mir versprochen hat, nach Deutschlands Sieg mit dem ersten Schiff in meine schöne, stolze Heimat zu kommen —!

*

An einem grauen, kühlen Morgen stehe ich auf dem Bahnhof Zoo in Berlin. Gepäckträger tragen die Koffer

der Reisenden aus dem Zug. Ein Mann mit roter Mütze schreit: „Abfahren!" Mein Zug rollt hinter mir aus dem Bahnhof wieder hinaus. Ich bleibe zurück.

Berlin ist kühl und morgendlich, aber in den Straßen ist das gewohnte Tempo. Es wird gearbeitet, wie immer in Berlin. Man sieht viele Uniformen. Die Gesichter sind frisch und ausgeschlafen.

Oh, dieses Berlin, dieses so herrlich frische, arbeitsame, lebendige Berlin! Auch über dem Krieg vergißt es die Geschäftigkeit nicht. Es wird gearbeitet.

Ja, bei uns wird immer gearbeitet, und davor fürchten sie sich in der Welt!

Ich bin zu Hause!

Die im Buch veröffentlichten Bilder sind zum Teil vom Verfasser beigestellt, zum Teil den Archiven der Hapag und des Norddeutschen Lloyd sowie dem Scherl-Bilderdienst entnommen.

STEIRISCHE VERLAGSANSTALT, GRAZ

Karl Georg von Stackelberg

Jagdfliegergruppe G.

Jäger an Polens Himmel

16.—20. Tausend

176 Seiten. Leinen RM 4·50

In die NS-Bibliographie aufgenommen

Unsere Fahne: „Dieses Buch schildert all das, was die im Polenfeldzug erfolgreichste deutsche Fliegergruppe, die GruppeG., erlebte und leistete, die nicht weniger als 75 feindliche Flugzeuge im Luftkampf oder auf der Erde vernichtete, als es hieß: Freie Jagd an Polens Himmel! So lebt dieses Buch in den Taten der Männer unserer Luftwaffe ... So wird hier ein Stück deutschen Soldatentums niedergelegt, das über die Gegenwart hinaus vor deutschen Männern und deutscher Jugend stehen soll."

Mainzer Anzeiger: „Ein Buch, das man in einem Atemzuge zu Ende liest."

Westdeutscher Beobachter: „Das Buch läßt uns miterleben, und darum ist zu wünschen, daß es in möglichst viele Hände kommt."

Leibeserziehung der Ostmark: „Ein spannend geschriebenes Buch, das vor allem den jungen und junggebliebenen Menschen Freude machen wird ..."

Schlesische Tageszeitung: „Die unvergeßlichen Taten, der sieghafte Geist und der heldenmütige Einsatzwille leben in diesen fesselnden Kriegsberichten."

Reichssender Breslau: „Ein Denkmal ist dieses Buch ..."

STEIRISCHE VERLAGSANSTALT, GRAZ

Dr. Lothar Kühne

Das Kolonialverbrechen von Versailles

Die Räuber von Versailles, die Mandatare und das etatistische Völkerrecht! Die Totengräber der weißen Kolonialherrschaft.

136 Seiten. Kartoniert RM 2·20

In die NS-Bibliographie aufgenommen

Geographischer Anzeiger, Heft 17/18, 1939: „Um es gleich zu sagen: ein ganz vorzügliches Buch, dem man weiteste Verbreitung wünscht, weil es eine scharfe, aber saubere Waffe im Kampf um die Rückgabe unserer Kolonien ist. Kühne geht vom Recht her an die Dinge heran und zeigt mit einer bei Juristen seltenen Frische und zugleich überzeugenden Eindringlichkeit, daß und welche Häufung von Rechtsbrüchen, Willkür und Heuchelei uns unseren kolonialen Besitz geraubt hat und noch immer vorenthält. Erbarmungslos wird die konstruierte Grundlage des ‚Völkerrechtes' von Versailles und das darauf aufgebaute Mandatssystem zerpflückt ... Das aus einer Vorlesungsreihe an der Lessing-Hochschule in Berlin herausgewachsene Buch bietet in seiner Kürze jedem reichen Stoff für die heute so nötige Behandlung der Kolonialfrage."

der Welt zu Beginn des Krieges und in die Methoden des englischen Empire. Zugleich aber ist diese Erzählung wie ein bunter Roman, der in die Welt Indiens führt, ist ein farbiger Reisebericht von ferner Tropenwelt. Es wird der Blick nach draußen geöffnet und zugleich ein Kapitel deutscher Haltung und deutschen Vorpostentums in fernen Landen festgehalten.

Das Schicksal des Deutschen, von dem hier berichtet wird, ist das Schicksal von vielen gewesen, und die Haltung der Deutschen im Ausland während des Krieges verdient es, der Heimat überliefert zu werden.

Dieser Tatsachenbericht in seiner fast romanhaften Form ist also zugleich politisches Dokument, mitreißende Reiseschilderung und abenteuerliche Erlebnis-Geschichte.

STEIRISCHE
VERLAGSANSTALT
GRAZ · LEIPZIG

VOM GLEICHEN VERFASSER

JAGDFLIEGERGRUPPE G

Jäger an Polens Himmel

4. Auflage, 19. bis 21. Tausend

173 Seiten, mit vielen Abbildungen, Leinen RM 4·50

Von den Leistungen und Erlebnissen der im Polenfeldzug erfolgreichsten deutschen Jagdfliegergruppe schreibt hier der Verfasser des Buches „Legion Condor". Die unvergeßlichen Taten, der sieghafte Geist und der heldenhafte Einsatzwille der Soldaten der Luftwaffe leben in diesen fesselnden Kriegsberichten. Gelungene Photos beleben den Text des Buches, das vor allem der deutschen Jugend gewidmet ist.

Schlesische Tageszeitung

RUDOLF TOMASCH

EIN DORF IN KÄRNTEN

Roman

156 Seiten, Leinen RM 4·–

Das Buch stellt sich würdig neben alle jene, die über solche Freiheitskämpfe deutscher Volksgruppen im Auslande bereits erschienen sind, es wird hier seinen Platz behaupten, und es verdient aus rein literarischen, noch viel mehr aber aus kulturpolitischen Gründen Förderung und Empfehlung.

Die Bücherkunde, Bayreuth

STEIRISCHE VERLAGSANSTALT
GRAZ · LEIPZIG

O/0075